Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1819)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655990

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wiederum ein Gruß des hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1819.

Ey, grüß' euch Gott, und guten Tag,
Ihr lieben Herrn! ihr schönen Frauen!
Da laß' ich pünktlich auf den Schlag
Mich wieder an den Thüren schauen.
Ja gelt, ihr hättet's nicht gedacht,
Was unsereins noch Läufe macht!

Bin schrecklich weit umhergeflogen,
Ein Hinkebein thuts anders nicht,
Fünfhundert Stunden rings im Bogen,
Sah männiglich mein hold Gesicht
Viel wackre Leutchen hin und wieder
Begrüßten mich und luden ein:
„Komm, Alter, saß dahier dich nieder
„Und schnüre los dein steifes Bein!" —

Ich aber pflag mich umzusehen,
Wie's etwa dort zu Land thät gehen,
Und guckt' ich dann so hin und her,
Fand ich die Narrheit kreutz und quer,
Just wie daheim, (bitt' um Verziehen!)
Mitunter auch viel ärger noch;
Dann sprach ich: „sparet euer Mühen,
Zu Haus ist halt zu Hause doch!" —
Jetzt bin ich denn mit meinem Plunder
Gottlob am lieben alten Fleck;
Euch nimmt mein Ränzlein mächtig Wunder;
Was kram ich: Schinken? Würste? Speck? —
Thee? Kaffee? Zucker? Schleckereyen?
Halstücher? Spitzen? Narretheyen? —
Ja, Narretheyen, manchen Schwank,
Nur grad den Narren nicht zum Dank!
Hab' dacht: du willst gescheiden Leuten
Ein gutes Stündelein bereiten,
Und bringst zu Nutz und guter Lehr,
Ein Schock Geschichten mit dir her!
Vom Nachbar links, vom Freund zur Rechten,

E

Potz tausend nein, da geht's nicht an,
Daß wir zu Tageslichte brächten,
Was Tolles sie das Jahr gethan!
Drum hab' ich Possen, dumme Streiche,
Weit, weit geholt am schwarzen Meer,
Aus Portugal, vom Türkenreiche,
Von Schweden, Polen, Island her.
Nun aufgepaßt, und Acht gegeben,
Daß Keiner da den Dolmetsch macht!
Laßt Freund und Nachbar ruhig leben,
Hab' nimmermehr an sie gedacht.

Dießmal sind meine Esel alle
Fernab daheim in fremdem Stalle,
Bin aller Schadenfreude gram;
Da soll mir Niemand Händel machen,
Und wenn wir ihres Stolperns lachen,
Ey nun, wir wollen lobesam
Drob merken, wie man ungestolpert,
Und schlecht und recht, und ungeholpert,
Als Schweizermann und Biedermann
Durchs Leben klüglich traben kann!

Ein kurioser Traum.

Mir träumte einmal ich gieng auf einen Markt, wo viel Volk war, aber fast lauter Weibervolk. Hm! dacht ich, was mögen doch die denken, daß sie alle so haufenweis auf den Markt laufen und die Männer zu Hause lassen! — Da winkt mir ein altes Krämerweib, das einer Hexe glich wie ein Ey dem andern. „Du möchtest wissen was diese Weiber denken, sagte sie; so nimm dieses Glas und besieh sie damit, du wirst ihres Herzens Gedanken bald inne werden.“ Flugs nahm ich das Glas und guckte — und o was sah ich! Da kam ein junges hübsches Mädchen. Was sucht die auf dem Markt? Ach! nichts als einen Mann! Wirst wohl finden dacht ich, und sah nach einer andern. Ey, dachte die in ihrem Herzen, wie hübsch die thut. Aber wer weiß was sie sonst werth ist. Ich wollte, las ich im Herzen einer andern, daß sie ein paar Hosenknöpfe anstatt ihrer schwarzen Augen im Kopf hätte. Daß dich der Gugger schwarz mache wie eine Krähe, dachte eine andere. Hm! spottete eine dritte, wer weiß ob die rothen Backen nicht angestrichen sind! Wenn die etwas werth wäre, so hockte sie daheim am Spinnrad anstatt auf den Märkten herum zu laufen. So las ich Neid, und nichts als Neid in den Herzen der Mädchen, über jenes schöne Gesicht. Unwillig wendete ich mein Aug ab von diesen unreinen Herzen und guckte auf den Viehmarkt, den Männern ins Herz. Da fand ich: A. gieng zu Markt, um im Wirthshaus zu saufen. B. um zu spielen. C. um mit einem kranken Pferd jemand zu beluxen. D. um seine falschen Neuthaler zu verbrauchen. E. um seiner Frau loszuwerden, und mit andern schön zu thun. F. weil er nicht arbeiten mochte. G. — hier drehte mir jemand das Glas auf die eigne Brust, und da sah ich: du gehst nur zu Markt um über andre zu lästern! Ich erschrak schon über diese Wahrheit. Aber auf einmal fuhren alle Weiber über mich her, und wollten mir die Augen auskratzen, und auch die Männer kamen mit ihren Prügeln. O wie froh war ich als ich — — erwachte.

Nichts Neues unter der Sonne.

Im Jahr 1817 stand im Preußischen ein Wunderdoktor, ein gewisser Gastwirth Richter, auf, der mit blossem Anrühren ohne alle Medikamente, die Kranken gesund machte. Begreiflich machte diese Sache grosses Aufsehen, und eine Menge Volks strömte zu dem Wundermann. Endlich ließ die Regierung die Sache untersuchen. Da erklärte Richter: „Ich hatte im vorigen Jahr einen Traum, in welchem mir ein Geist erschien, der mir meine Heilkraft bekannt machte; ich gebrauchte sie aber nicht eher, bis ein Unfall in meiner Familie mich dazu leitete, und ich von den Wirkungen mich überzeugte. Bey mehrern spätern Versuchen bekam ich immer grössere Gewißheit, und half mehrern durch meine magnetische Kraft. Medizinische Mittel verordne ich nicht, eine Berührung mit den Händen und ein stilles Gebet, sind hinlänglich den Kranken zu heilen, wenn er sonst Zutrauen hat!“ Die Regierung legte ihm sein Handwerk nieder, und untersagte ihm seine Wunderkuren. Fragte man die Einzelnen die zu ihm kamen, besonders, so fand es sich, daß eben so viele sind die nicht geheilt wurden, als deren, die meinten, daß sie geheilt seyen; und daß diese schon früher gesund gewesen wären, wenn sie es hätten glauben wollen.

Dergleichen vermeintliche Wundermänner, Magnetisierer, Harngucker, sympathetische Doktoren, Marktschreyer und Quaksalber gab es zu allen Zeiten, welche die Leute anführten, und leider gab es zu allen Zeiten Leute die sich anführen liessen, und Brodkügelchen für Zahnwehpillen kauften. Auch ich denke, ich erlebe es nicht, daß alle Leute gescheit werden. „O nein, sagt meine Frau! denn so lange du lebst, bleibt wenigstens einer ungescheit!“

Der verstehts.

Seit dem die Aufklärung ihr Licht sogar unter Strohdächern, in der Werkstatt des Handwerkers und in der Hütte des Bettlers leuchten läßt, findet man überall gebildete Leute, oder wenigstens solche die es zu seyn vermeinen, und da ist es denn oft zum todlachen, was diese Leute für wunderliche Reden führen, wenn sie etwa mit unsereinem, dem hinkenden Boten, Schulmeister oder Pfarrer sprechen, und recht gelehrt thun wollen. Hier nur ein paar Beyspiele:

Ein Herr ließ auf seinem Gute einen Blizableiter errichten, und machte dem Arbeiter einige Bemerkungen, wie er am beßten aufgerichtet werden möchte. „Herr, sagte dieser, seit dem man die Chemie erfunden hat, pflegen die Botaniker die Blizableiter immer auf diese Weise aufzupflanzen.“

Ein Schulmeister der auch gerne gelehrter thun wollte als er war, sagte seinem Pfarrer: „Herr Pfarrer, seit Ihr auf der Kanzel ein öffentliches Publikum gemacht habt, sind die Kinder viel fleißiger, und einige haben seither gar brav revidiert.“

„Es ist schade, meinte ein Bauer, daß in unsrer Gemeinde so viel Insekten aufkommen!“ Er meinte Sektirer, Separatisten und dergleichen Leute, und wußte nicht, daß Insekten hingegen Mücken, Käfer, Heuschüssel und dergleichen kleine Thiere bedeuten.

Wo kommst du her, fragte ich einen Mann der mir auf der Strasse begegnete. „Heh! von Th . . , ich bin beym Doktor M. gewesen für meine kranke Frau. Er sagte sie habe Muskel im Leibe, das mache ihr historische Krämpfe. Er hat mir da ein Mittel von einem gewissen Poldrian gegeben, der wird wohl ein fürnehmer Doktor gewesen seyn, und wenns nicht hilft, so will er ihr einen Kastor drum geben." Er hörte wohl etwas von Castoreum, (Bibergeil) und machte nun einen Kastor daraus; das ist eine Art Hut.

Glück und Unglück.

Hans Werwohl war wohlhabend, und hatte ein einziges Kind. Das ist ein Glück! Nicht ganz! denn das einzige Kind ward ein Meisterlos, eine Hoffahrtsnärrin, eine hochmüthige Gäuchle! Das ist ein Unglück! Nicht ganz! denn der reiche Wirth in A. buhlte um sie, und wollte sie heirathen, da wäre sie versorgt gewesen. Das ist ein Glück! Nicht ganz! denn weil sie jetzt Tag und Nacht nur ans Heirathen denkt, so giebt sie einmal nicht Acht auf das Licht als sie in den Stall geht. Es geht in der Nacht Feuer auf. Haus und Hab verbrennt, der Wirth mag keine so leichtsinnige Frau, und läßt sie sitzen. Das ist ein Unglück! Nicht ganz! denn der Wirth war ein zorniger Trunkenbold der Aenneli unglücklich gemacht hätte. Aber sein Vater starb, es gieng in die Stadt in einen Dienst, und weil es hübsch war, so fand es — — viele gute Freunde, und hatte immer Geld genug für schöne Kleider. Das ist ein Glück! Nicht ganz! denn Aenneli ward liederlich, verlor mit seiner Unschuld auch seine Ehre, und fand bald auch keinen ehrlichen Dienst mehr. Das ist ein Unglück! Nicht so ganz! denn ein französischer Offizier nahms mit sich weg, gab ihm Geld genug, und versprach ihm es solle einmal Frau Oberstin werden. Das ist ein Glück! Nicht ganz! denn er heirathete es nicht, sondern gabs bald einem andern, und endlich kam es heim in sein Dorf, alt, nackt, arm, voll Läuse, krank und starb im Spital. Das ist ein Unglück!

Nichts bleibt unentdeckt.

Bey der Rückkehr Bonapartes begaben sich zehn Personen von Rhodes im Gevaudan, angesehene Leute und Anhänger des Königs, zu dem Einnehmer der Provinz, der eine ansehnliche Casse in Händen hatte. Sie zwangen ihn mit gewaffneter Hand ihnen dieselbe auszuliefern, mit dem Versprechen, sie wollten dieselbe dem Könige aufsparen. Der Einnehmer giebt nach, läßt aber die Thatsache nebst den Namen der zehn Personen, die alle bekannt sind, gerichtlich eintragen. Aber, niemand sah nach der Rückkunft des Königs weiter etwas von diesem Gelde. So konnte aber die Sache nicht bleiben, und der Prokurator des Königs, Herr Sueldes erhielt den Auftrag diese Angelegenheit zu untersuchen. Während dieser Untersuchung war er mit Herr de la Bastide, dem Anführer jener Gesellschaft bekannt worden. Dieser ladet ihn zu einem ländlichen Mittagsmahl ein. Man begiebt sich dahin, kommt zurück, jeder geht nach Hause, nur Herr Sueldes, des Königs Prokurator, ist verschwunden und kömmt nimmer zum Vor-

schein! Man sucht, man forscht, und findet keine Spuhr!

Aber was Menschen nicht finden, das zeigt ihnen oft die strafende Gerechtigkeit des höhern Richters. Es vergeht einige Zeit. Da geht ein grosser Leichenzug durch die Strasse. „Komm, laß uns zusehen, sagt ein Kind zum andern.“ „Nein sagt, dieses, das erst fünf Jahre alt war, seit ich einen Menschen habe umbringen sehen, fürchte ich mich vor Todten.“ Diese Worte wurden von einem nahestehenden Manne bemerkt; man fragt das Kind weiter: seine Antworten sind klar, es hat einen Mord begehen sehen. Man ergreift seinen Vater und seine Mutter. Diese gestehen, daß sie ihr Haus zu jener That hergegeben haben, und daß Hr. Sueldes von den zehn Kassa-Räubern ermordet, und um seinen Leichnahm besser zu verbergen, zerstückelt worden sey — Nun wurde wie begreiflich den Thätern der Prozeß gemacht. O gewiß ist das alte Sprüchlein wahr: es ist nichts so rein gesponnen, es muß endlich an die Sonnen!

Sonderbare Strafe.

Ein Soldat der um Brandtenwein zu kaufen schon oft sein Brod verkauft hatte, und dafür bestraft worden war, wurde nun statt bey Brod und Wasser, einmal bey Wasser und Speck in Arrest gesetzt, um ihm zu zeigen, was das Brod werth sey. Er überlebte aber die Probezeit nicht, sondern starb.

Der Bauer.

Ich leb das ganze Jahr vergnügt;
Im Frühling wird das Feld gepflügt,
Da schwebt die Lerche über mir,
Und singt ihr frohes Liedchen mir.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker steh
Und so viel tausend Aehren seh.

Alsbald die Sicheln dengle ich,
Der Vögel Lied ergözet mich;
Dann fahr ich in das Feld hinaus
Schneid meine Frucht und fahrs nach Haus.

Im Herbst seh ich die Bäume an,
Seh Aepfel, Birn und Zwetschen dran.
Und sind sie reif, so schüttl' ich sie
Und schmause dann für meine Müh.

Jetz ist die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach ist überschneit,
Das ganze Feld ist kreideweiß,
Der Speicher ganz bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bey heiterm Muth,
Mein Pfeifchen Taback schmeckt mir gut;
Von mir wird manch Stück Holz geschnitzt
Wenn's Weib bey Rad und Kunkel sitzt.

Die Kinder hüpfen um mich rum
Und singen: heissa! dudeldum!
Mein Gretel und mein kleiner Hans
Erfreuen mich mit ihrem Tanz.

Und kommt der liebe Sonntag dann
Zieh ich mein bestes Kleidlein an,
Geh in die Kirch' in guter Ruh
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm ich heim, so wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott beschert,
Und nach dem Essen les' ich dann
Im Schmolke oder Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink ich halt mein Schöple Wein;

Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues aus der Zeitung für.

Dann geh ich heim im Köpfli warm,
Und nimm mein liebes Weib in Arm.
Leg mich ins Bett, und schlaf froh ein,
Kann wohl ein Mensch vergnügter seyn!?

Der Schulmeister zu A....

Dieser gieng bald zu Anfang der Winterschulen einigen Vätern nach, und fragte sie, warum sie ihre Kinder so unfleißig zur Schule schicken? Ihre Antworten und seine Bemerkungen mögen billig hier stehen. Also: warum kommt dein Mädchen nicht zur Schule?

Hans. Ja es muß spinnen, und hat darum nicht Zeit die Schule zu besuchen.

Schulmeister. Gut so, wenn dein Mädchen nur ein lebendiges Spinnrad, oder eine Spinnele werden soll; aber nicht gut wenn es ein vernünftiger Mensch seyn soll.

Benz. Mein Bub kann nicht in die Schule, er muß holzen.

Schulmeister. Gut, wenn dein Bub ein Stock oder eine Schlägelaxt werden soll; aber nicht gut, wenn er mehr als das seyn und werden soll.

Ulli. Mein Bub muß dreschen er kann nicht in die Schule.

Schulmeister. Gut, wenn dein Bub nichts anders werden soll als ein Dreschflegel.

Christen. Meine Kinder müssen dem Allmosen nach, und können darum nicht in die Schule.

Schulmeister. Gut, wenn sie ihrer Lebtag Bettler seyn, oder gar Schelmen werden, und einst als Bettler und Tagdiebe vor der Himmelsthüre draussen stehn und nicht hinein gelassen werden sollen.

Ist das der Mühe werth?

Ein italienischer Edelmann kommt einmal in eine fremde Stadt, und in das Haus eines Barbiers, wo er den Bart will putzen lassen. Da erblickt er ein gemahltes Wappen mit einem Ochsenkopf, und fährt den Barbier an: „Was hast du mit meinem adelichen Wappen?“ Der Barbier sagt daß ist mein Wappen. So gerathen sie in Streit, und der Edelmann fordert auf den folgenden Tag den Barbier auf den Degen. Eine Menge Menschen laufen zusammen, denn, denken sie, ists der Mühe werth um einen Ochsenkopf sich zu erstechen? Der Barbier kommt, und fragt: „Herr! warum wollen wir uns schlagen?“ „Weil du, sagt der Edelmann, mein Wappen, meinen Ochsenkopf im Schilde führst.“ Da antwortet der Barbier: „So behaltet Ihr Herr, Euren Ochsenkopf im Frieden, ich führe nur einen Kühkopf!“

Abgeführt!

Der Rechtsagent H. sitzt neben dem Krämer M. im Wirthshaus, und hängt in der Reihe herum allen Leuten ein böses Maul an. Mancher hätte ihm gerne nach Verdienen geantwortet, aber sie wußten, daß er zum Federvieh und zwar unter die Raubvögel gehörte, und fürchteten darum seinen Schnabel und seine Klauen, und schwiegen. Jetzt bringt der Krämer ein Paketlein Taback herfür. Es war von ge-

drucktem Papier. Der Agent nimmt es und buchstabiert daraus folgendes: „Merkurius war der Gott der Kaufleute und der Diebe.“ Aha! schrie er: „siehst du Krämer! die Kaufleute und die Schelmen sind immer nahe beysammen.“ „Ja, sagte der Krämer, darum sitzest du auch neben mir!“

Ein dito.

Ein andermal sitzt der Agent auch hinter dem Tisch, und der Schneider Sami vor dem Tische. „Los, sagte A. zum Sami, kannst du mir sagen was unterscheidet einen Schneider von einem Schelm?“ „Dä Kung numme ne Tisch,“ sagte der Schneider.

Wer andre Leute will vexieren,
Und spöttisch bey der Nase führen,
Der nehme sich nur wohl in Acht
Daß man es ihm nicht auch so macht.
So wie du rufest in dem Wald,
Gerade so heraus es schallt.

O du Schandmaul!

Der Geiger-Sepli gieng mit seiner Baßgeige am Rücken auf B. zu und wollte sich dort am Markte einen kleinen Verdienst und einen grossen Rausch holen. In A. kam er bey einem Haufen Weiber vorbey, die eben mit Werchbrechen einen gewaltigen Lärm machten. „Halt Sepli! rief die eine, wir lassen dich nicht paßieren, du sagest denn einen Spruch zu Lob und Ehr der Weiber.“ Viel Hunde sind des Hasen Tod, dachte Sepli, stand auf einen Abweißstein, lehnte sich hinten an einen Baum und fieng an wie folget:

Es giebt allerley Weiber, und sind alle tugendreich und fromm, wie sie selber sagen. Es giebt Krautweiber, die handeln aber lieber mit Löffel-Kraut als mit Ehrenpreis. Es giebt Märitweiber, die tragen aber eben so gerne ihr eigen Fleisch als das Fleisch ihrer Hühner und Hähneli zu Markt. Es giebt Fischweiber, die bringen dem Mann immer einen Stockfisch heim, wenn sie schon sonst alle andern Fische verkauft haben. Es giebt Wascherweiber, die, wenn sie alles gewaschen haben, doch immer noch ein ungewaschenes Maul führen. Am allerschlimmsten aber sind die Weiber wenn sie Werch brechen, denn da ist selber der Geiger-Sepli nicht vor ihnen sicher. So sprang er von seinem Stein herab, nahm Reißaus, und ließ die Weiber schreyen und schelten.

Wie sollen die Soldaten seyn?

Soldaten, die ins Quartier eilen wie die Schwalben ins warme Sommerland, verdienen nichts.

Soldaten, die vor dem Feind zittern wie Aspenlaub, verdienen nichts.

Soldaten, die ihre Courage in den Schuhsocken haben, die lieber tummeln als trummeln hören, die den goldnen Adler am Wirthshaus lieber haben als den schwarzen Adler an der Kriegsfahne, die lieber den Krug haben als den Krieg, lieber den Schnabel als den Sabel wetzen, die lieber firmen als schirmen, lieber rauben als glauben, lieber zertreten als beten, lieber lügen als siegen, lieber beiten als streiten, die alle verdienen nichts.

Aber Soldaten, die sich tapfer und ritterlich halten, die verdienen Lob und

Ehre. Der Federbusch auf dem Kopf, macht noch keinen Helden, sonst wäre auch der Widhopf (Kothan) ein Held. Eine Schärpe um die Lenden, macht noch keinen Kriegsmann, denn sonst wären es auch die gemahlten auf dem Papier. Ein Gewehr in der Faust macht noch keinen Helden, denn sonst wären es auch viele hölzerne Männlein. Aber der Muth und die Tapferkeit in der Schlacht zeiget den Helden.

Matrosen-Frömmigkeit.

Vor Anfang der merkwürdigen Seeschlacht vom 1. Jun. 1794 verrichtete der englische Lord Howe, ein sehr religiöser Mann, seine Andacht knieend in seiner Kajüte. (So heissen die kleinen Zimmer auf den Schiffen). Zwey Matrosen bemerkten das, und hielten darüber folgendes Gespräch:

John. „Jak! Siehst du was der Alte thut! Wir sollten eigentlich wohl auch einmal beten."

Jak. Geru! aber was sollen wir beten?

John. Nun wir wollen den lieben Gott bitten daß er uns heute beystehen solle.

Jak. Pfui! das wäre feigherzig! denn da wäre es keine Kunst die Froschenfresser zu schlagen! Nein, wir wollen lieber bitten, daß er sich heute gar nichts dreln mische, und sich weder um uns noch um die Franzosen bekümmre, dann wollen wir sie wohl schlagen.

Allerley Bemerkungen.

Ich habe den Gebrauch wenn ich lese immer die Feder in der Hand zu halten, und meine Bemerkungen über eint und anders gleich hinzuschreiben. Aus diesem Buche will ich nun dies und das hier mittheilen:

Adam ward von seiner Frau verführt. Das geschieht noch jetzt manchem ob er gleich nicht Adam heißt.

Der Esel frißt Disteln. Schade daß das nur von Vierbeinigen gilt. Hätten es die Zweybeinigen auch so, es würde viel Brod erspart.

Die Erde ist ein Jammerthal. Daran ist aber die Erde selber unschuldig; und die Menschen die sie dazu machen, mögens selber verantworten.

Die alten Zeiten sind vorbey. Dumme Klage! Das ist ja natürlich und kann nicht anders seyn. Aber daß die Leute auch nicht mehr die alten, oder so wie die Alten sind, da liegts.

Mit dem ewigen Schmählen über die Weiber wird nichts gebessert. Freylich nicht. Aber desto schlimmer für die Weiber.

Jeder Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied. Mag seyn! Schade daß es so viele ungeschickte Schmiede giebt, die das schöne Eisen so übel verpfuschen.

Der Bauer ist aller Ehren werth. Ey freylich! Schade nur daß sie es nicht allemal selber glauben.

Viel Lesen verwirret den Sinn. Aber etwas Gescheides lesen hat noch niemanden geschadet.

Man kann nicht wieder den Strom schwimmen. Ey so geh du am Lande deines stillen Weges und laß dich gar nicht in den Strom.

Der

Der Kalender ist ein Narrenbuch. Wären die Narren aber alle drinn, du kauftest ihn nicht so wohlfeil.

Wahrsager, sage nicht so, denn sie sind allzumal Lügner.

Mittelstand.

Nicht zu reich und nicht zu arm,
Nicht zu kalt und nicht zu warm;
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Keins von allen möcht ich seyn.

Ist man reich, wie bald vergißt
Man, wer Gott, und was man ist.
Reichthum bläht, und bringt wohl gar
Unsre Tugend in Gefahr.

Arm zu seyn ist auch nicht gut,
Weil man da leicht Böses thut.
Armuth hält den Geist zurück,
Raubt uns Kraft und Ruh und Glück.

Selig bist du Mittelstand:
Ist mir so viel zugewandt
Daß ich als ein braver Mann
Gott und Menschen dienen kann.

Daß ich banger Sorgen frey
Meiner Pflicht und Absicht treu,
Was ich für den nächsten Tag
Brauche, heute haben mag.

Ueber die Hoffart der Weiber.

Sie stehen vor dem Spiegel so lang, daß ihnen möchten Blattern an den Füssen wachsen. Sie krausen und zausen ihr Haar wie sich die Gassenbuben zu thun pflegen; da muß eine Loke kraus, die andere noch krauser, die dritte am krausesten seyn; da muß es in die Höhe stehen, wie ein Hahnenkamm, da hinaus stehen, wie der Stiel an einer alten Pfanne; da muß es herunter hangen wie ein Pferdschweif. Da muß sich das Gesicht lassen waschen und fegen, und und reiben, und polieren, und färben, und ziehen, und zerren. Da tragen sie Schuhe so eng, daß die Füsse nicht grösser werden, als Katzenpfoten. Da hängen sie Tücher um von allen Farben, wie ein Hanswurst-Mantel. Da haben sie Hälse so hoch wie ein Schnabelgalgen, und breit wie eine Kuchenschüssel. — O über die leidige Hoffart!

Es ist nichts so rein gesponnen, es muß endlich an die Sonnen.

Ja, das ist ein wahres Wort und davon will ich gleich den Beweis geben. An einer Geldstagsteigerung fand ich unter allerley Grümpel einen alten Sakkalender von 1770, und als ich darin las, fand ich, daß er dem damaligen hinkenden Boten von Bern gehört hatte; und daß er allerley Kalender-Geschichten nur so kurz darin geschrieben hatte. Die so nachher gedruckt wurden, sind durchgestrichen; bey den andern steht der Grund, warum sie nicht gedruckt wurden. Ich aber kann mich nicht enthalten, eint und andere bekannt zu machen; am Ende will ich schon sagen warum.

N. A. zu N.* wollte gern Chorrichter werden, damit er doch auch einen Titel habe. Da sagte er seiner Frau: „Wenn ich ich wüßte, daß es etwas hülfe, ich wollte dem Pfarrer gern einen Käs bringen: aber weni notti nüt wurd — der Käs rau mi.“

(NB. Soll nicht in den Kalender, weil er den Käs dem hinkenden Boten bringen will.)

(NB. Hat mir keinen gebracht.)

R * E . . . Die hochmüthige hoffärtige Gäuchle ist alle Sonntag schön geputzt zur Kirche gegangen, und hat niemand gewußt warum sie auf einmal so fromm geworden sey. Aber nachdem Ammes Hans geheurathet, ist sie lang lang nicht mehr in die Kirche gekommen.

(NB. Hat mir einen Kratten versprochen, daß sie nicht in Kalender kommt.)

N * hatte eine kranke Kuh, und zugleich eine kranke Frau. Da starb die Frau und die Kuh ward gesund. Da meinte er: „Es hät no wirs chöne ga wed's Chueli g'storbe wär."

Jetzt singen die muthwilligen Buben wenn sie ihn sehen, immer:

'S isch not nit übel gange
'S hät chönne wirser ga.
Mys Frauell ist g'storbe
U d's Chueli ist no da.

(NB. Kommt nicht in Kalender weil er mir durch seine Tochter hat anhalten lassen; das Meitli ist gar hübsch.)

Gr. G * zu E . . hat den armen Keßlerthöneli geheurathet, und begrif niemand warum, weil ihr sonst keiner gut gewesen war. Aber drey Monat darnach hatte Töneli schon eine Kindbettl; und meinte als er den Wein im Wirthshaus holte: „ja gäll! das isch gleitig gange!"

(NB. Der Schärer von E . . hat mir gar angehalten, daß ich ihm zu gefallen das nicht drucken lasse. Er wölle erkeuntlich syn.)

(NB. Hat nichts gebracht.)

B. — T. Schneider zu S * * * gieng auf die Jagd, und da er nichts schoß, gieng er ins Pintenschenk. Und nachher als er am Abend heim gieng, sahe er im Walde ein großes Thier. „Das ist uf mi Seele Hirz" dachte er, gab Feuer und sprang hinzu. Da hatte er dem Tanner Hagbenz seine Geiß erschossen. Seither ruft ihm alles auf der Gasse zu:

Mee! Mee! Mee!
Heit ihr keis Hirzli g'seh!

(NB. Will meinem Bub ein paar Hosen umsonst machen.)

J. — M * hat am Langnau Märit seine Geiß verkauft, weil sie nüt nutz war, und dann im Wirthshaus brav getrunken und eine andere Geiß gekauft, um 20 bz. theurer. Als er am Abend spät heim kam, und die neue Geiß gar rühmte, da zündet die Frau in den Stall, und ruft erschroken: „O du schiessige Lappi! das isch uf my See üsi alti Geiß!"

M * E * * zu R * * * ist von der Gemeind zum Mausen bestellt worden. Seither will er, man soll ihm Herr Schärervogt sagen; und redet von den Grenzen seiner Mauserey so hochmüthig, als kein König von den Grenzen seines Reiches.

Diese Leute nun sind meist schon gestorben, und so schadet es ihnen nichts, wenn sie noch im Kalender erscheinen. Aber andere mögen merken, wie man den hinkenden Bot in Ehren halten muß.

Wahrhafte Gespenstergeschichte.

In einem Dorfe Sachsens, hatte vor einigen Jahrzehnten ein ordentlicher Mann Namens Grinz, eine Wirthschaftsgerechtigkeit an sich gekauft. Er lebte mehrere Jahre mit seiner Familie, Frau und Tochter, in stillem Frieden, als er, durch eine Krank-

heit hingerissen, das irdische Leben verlassen mußte. Die Hinterlassenen lebten nun in Traurigkeit; und die Wittwe entschloß sich ihr Haus in öffentlichen Blättern anbieten zu lassen. Als an einem Abende die Stube von Gästen geräumt war, und die Frau sich nun mit ihrer Tochter zur Ruhe legen wollte, so hörten sie ein fürchterliches Kettengerassel, von dem Boden bis an die Wohnstube dringen und — man denke den Schrecken! — eine harige Figur öffnete die Thür, löschte das Licht aus, und entfernte sich mit fürchterlichem Geklirre. Ein beynahe noch fürchterlicheres Geschrey ertönte von beyden Zuschauerinnen, und eiligst lief die Mutter zu ihrem benachbarten Bruder, um dort den Vorfall zu erzählen, und mit der Tochter zu übernachten. Dieser, der etwas mehr Muth zeigen wollte, versicherte künftige Nacht in dem furchtbaren Hause zu bleiben und das vermeinte Gespenst mit einem: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," anzureden. — Es erschien ebenfalls wieder mit dem nämlichen Gepolter, öffnete die Thüre, löschte das Licht aus, und — verschwand. Der Bruder hatte nun den Spuck auch gesehen, und eben so wenig Untersuchung angestellt, als seine Schwester. Man mußte endlich die Sache entdecken, und zwar vor erstem der Abendgesellschaft. Diese bestand unter anderm aus handfesten Mühlknechten. Als diese sich die Begebenheiten erzählen ließen, beschlossen sie sogleich, dem fürchterlichen Geiste auf den Leib zu gehen. Sie ließen also an demselben Abend gegen eilf Uhr mehrere Lichter anzünden, dergleichen in Laternen thun, um zu verhindern, daß sie nicht sogleich ausgelöscht werden konnten, und erwarteten in der größten Stille und in der gespantesten Erwartung, mit Knütteln und Prügeln den Geist. Er kam mit furchterregendem Geräusch und öffnete die Thüre nach seiner Gewohnheit, um das Licht zu verlöschen; aber — welch ein sonderbarer Willkomm: nicht furchtsames Zurückziehen, nicht zitterndes Geschrey bemerkte er dießmal; sondern die hinter der Thüre versteckten, sprangen sogleich hervor, erwischten ihn beym Kopf, rissen ihn zu Boden, und bewiesen ihm mit ihren Helfershelfern ihre Herzhaftigkeit auf eine so unsanfte Art, daß er nicht im Stande war sich stehend entkleiden können zu lassen. Man wusch also den schwarzen Geist vom Gesichte weg, zog den harigen Bären ab, und nun erkannte man den natürlichen Menschen, der ehedem Knecht im Dorfe war und nun das Wirthshaus kaufen wollte. Seine nächtlichen Wanderungen stellte er dergestalt an: Es war ihm bekannt, daß Abends die hintere Thüre des Hauses offen blieb, die in den Hof führt; er bestieg daher das niedere Hofthor, schlich in das Haus, von da auf offenen Boden und kam nun, nach Entfernung der Gäste, um die Mitternachtsstunde mit fürchterlichem Gerassel. Seine Absicht war dabey, das Haus in übeln Ruf zu bringen, damit er allein in wohlfeilen Besitz desselben komme. — So erklären sich gar oft dergleichen Geschichten auf, wenn sie mit Muth und Ueberlegung untersucht werden; denn gewöhnlich liegt ja doch immer ein Vortheil-erringen, ein Absicht-erreichen, ein Erschrecken-wollen Anderer zum Grunde, und der Abergläubige wird dann nicht wenig beschämt, wenn er das Natürliche solcher Abentheuer einsehen lernen muß.

Ey so lüg!

Es giebt Menschen, die niemals eine Sache erzählen können, so wie sie an sich ist. Sie müssen alles vergrößern. Sieht einer einen großen Hund, so erzählt er: „ja, das war ein Hund! aufs wenigste so groß wie ein jähriges Füllen.“ Giebts ein Hagelwetter, so sind die Steine so groß, wie Fäuste. Wirft der Wind einen faulen Baum um, so heißt es gleich: „ganze Wälder sind niedergestürzt.“ Solche Leute nennt man Aufschneider und es ist ein wahrer Spaß ihnen zuzuhören. So erzählt einer der weit gereist war, er habe an einem Orte Bienen gesehen, so groß wie Schafe! — Aber wie groß sind denn die Bienen-Körbe? — Nicht größer als bey uns. Wie kommen aber denn jene großen Bienen hinein? — Ja das geht mich nichts an, sagt er! — Zu Stralsund, erzählt einer, habe ich einen Wallfisch gesehen, der war so lang als die große Kirche in Bern und beynahe eben so dick. Sein Maul war so weit, daß zwey ganze Kompagnien Reuter darin herum reiten konnten. — Ey so lüg!

In London giebts viele reiche Leute! Ha! die haben Geld! — Ich habe in London einen Kaufmann gekannt, der seinen ganzen Hof mit Neuthalern besetzt hatte, statt mit Steinen. Die Dächer waren mit silbernen Platten statt Ziegeln gedeckt: seine Pferde hatten goldene Hufeisen, und er fuhr nie anders als mit vier und zwanzig Schimmeln. Man hat berechnet, daß, wenn er alle seine Thaler und Louisd'or neben einander legte, er damit eine feste Brücke aus England bis nach Frankreich über das Meer bauen könnte. — Ey so lüg!

In Hamburg lebt ein Mann, der ganz unmenschlich stark ist. Er hat oft einen Reuter samt dem Pferd auf den Achseln davon getragen. Eine Kutsche, die mit vier Pferden im stärksten Trabe fuhr, hat er mit einer Hand aufgehalten. — Eine zwölfpfünder Kanone nimmt er wie eine Flinte auf die die Schulter und exerziert damit! — Ey so lüg!!!

Der Fang der wilden Elephanten.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der Elephant ist der Riese in der thierischen Schöpfung, und erregt sowohl durch seine Stärke, als durch seine Geschicklichkeit Erstaunen. Die schönsten und größten Elephanten findet man auf der Insel Ceylon, und die Art, wie man sie fängt, ist an verschiedenen Orten verschieden. Auch unterscheidet sich die Art, wie man ein einzelnes Männchen fängt, gar sehr von der Art, wie man sich einer ganzen Heerde bemächtigt. Das wilde Männchen das Sahn heißt, fängt man vermittelst Kumkies oder weiblicher zahmer Elephanten, die man besonders dazu auswählt und abrichtet; eine ganze Heerde hingegen treibt man in einen starken Verschlag und fängt sie da.

Die hierbey folgende Abbildung stellt den Fang eines einzelnen Männchens vor. Da die Jäger (Mohauts) wissen, wohin die Elephanten auf die Weide gehen, so begeben sie sich des Abends mit einigen, gewöhnlich mit vier Kumkies dahin. Sind die Nächte finster, so entdeckt man die männlichen Elephanten durch den Lärm, den sie bey der Reinigung und Säuberung ihres Futters machen, welches sie an den Vorderbeinen abwischen und abschlagen. Ist

Der Fang von wilden Elephanten.

aber Mondenschein, so sieht man sie schon deutlich in einer ziemlichen Entfernung.

Sobald die Jäger den Elephanten gewahr werden, führen sie sacht und langsam drey von den Kumkies und zwar in einer kleinen Entfernung von einander in die Nähe des Ortes, wo das Männchen auf der Weide ist. Die Kumkies zeigen dabey eine erstaunliche Verschlagenheit, fressen unterweges und gehen mit einer solchen Vorsicht vorwärts, daß man glauben sollte, sie hätten gar nicht die Absicht, dem Männchen etwas zu Leide zu thun; sie thun als ob sie wilde Elephanten wären, die aus einem Walde heraus kommen. Die Kumkies, die man zum Fange der wilden Elephanten abrichtet, müssen vorzüglich groß und stark seyn. Sieht sie das Männchen näher kommen und wird es darüber unruhig, so giebt es durch Stampfen sein Mißfallen deutlich zu erkennen und läßt sich merken, daß es sie nicht näher herankommen lassen wolle; beharren die Weibchen aber demohngeachtet auf ihrem Vorsatze, so fällt es bisweilen über sie her und durchbohrt sie mit seinen Zähnen. Daher suchen sich diese bey Zeiten zurückzuziehen. Gewöhnlich aber läßt der Elephant die Kumkies näher kommen; ja bisweilen geht er ihnen sogar entgegen.

Nunmehro führen die Treiber oder Jäger zwey von den Weibchen und zwar auf jeder Seite Eines zu ihm hin, und richten es so ein, daß sie ihn sanft an den Hals und die Schultern drücken. Befindet man sich nicht in der Nähe eines starken Baumes, so läßt man auch das dritte Weibchen herbey kommen, das sich ihm hinten queer vorstellt. Ob er nun gleich beynahe gänzlich eingeschlossen ist, so ahndet er doch noch nichts Böses, sondern fängt mit den Weibchen zu spielen an, und diese liebkosen ihn mit ihren Rüsseln. Die Jäger und Begleiter kriechen nunmehr mit Stricken dem Männchen von hinten unter den Bauch und schlingen einen dünnen Strück um seine Hinterbeine. Merkt es diese leichte Fesseln nicht, so setzen sie ihre Arbeit fort und binden ihm die Beine mit einem stärkern Stricke, den man vermittelst eines Gabelstockes oder einer Art von Hacken von einem Beine zum andern zieht. Gewöhnlich braucht man sechs bis acht solcher Stricke und bindet einen über den andern. Hierauf schlingt man ein starkes Tau um jedes Hinterbein, das man, wenn ein starker Baum in der Nähe ist, etlichemal um denselben windet. Man entfernt alsdann die Kumkies, und da es nunmehro nicht wieder fortkommen kann, so wird es wüthend und bietet alle seine Kräfte auf, um sich los zu machen. Jetzt wagen es die Kumkies nicht, sich ihm zu nähern; in der Wuth stürzt es auf die Erde nieder und durchwühlt sie mit seinen großen Hauern. Bisweilen zerreißt es die Taue und entwischt ins Dickigt. Nunmehro müssen es die Jäger gehen und seinem Schicksale überlassen. Da aber die Taue stark sind und sehr selten zerreissen, so bringt man ihm, wenn es seine Kräfte erschöpft und sich abgemattet hat, die Kumkies wieder näher und dieselben nehmen, eines auf jeder Seite, ihre vorige Stellung wieder ein, worauf man es noch mehr an dem Baume oder an einem Pfahle, den man in die Erde geschlagen hat, befestigt.

Wenn es ruhiger worden ist, und Futter haben will, womit man es sogleich nach seiner Gefangennehmung versorgt, so holt man die Kumkies wieder herbey. Hat es

sich nach ein paar Monaten völlig an sein Schicksal gewöhnt, so löst man nach und nach die Seile und läßt es endlich gänzlich frey. Es ist merkwürdig, daß dies Thier, das sich anfänglich so sehr gegen alle Einsperrung sträubt und alles aufbietet, um sich wieder frey zu machen, niemals den Weibchen etwas zu Leide thut, ob sie schon an seinem Unglücke schuld sind; so scheint vielmehr, so oft man sie ihm näher bringt, um ihn Fesseln anzulegen, für den Verlust seiner Freyheit durch ihren Anblick getröstet zu werden. Auf dieser Abbildung sieht man die beyden Kumkies, wie sie sich von dem Männchen, das gewaltig wild ist und alle seine Kräfte aufbietet, um sich los zu reissen, entfernt haben. Sie lassen ihre Führer aufsteigen, welches dadurch geschieht, daß der Elephant mit den Vorderbeinen niederknieet, um seinen Führer aufsitzen zu lassen, der sich ihm auf dem Hals setzt. Der Eine ist noch im Aufsteigen begriffen, der Andere aber sitzt schon darauf. Um das Thier zu beschäftigen, und zugleich zu besänftigen, wirft derselbe seinen Rock hin, den es mit dem Rüssel aufhebt.

Der Zöllner und der Maulesel.

Als ich bey der Zollstatt, die unfern meines Geburtsortes liegt, anlangte: da kam ein Reisender auf einem Maulthier geritten, und ritt bey der Zollstätte vorbey, ohne sich zu melden. Der Zöllner lief ihm nach und sagte ihm: daß dieß unverschämt wäre, den Zoll abzufahren, und schrie dabey so laut, daß das Maulthier auch anfieng zu schreyen. Der Reisende fieng an zu lachen, und sagte: „Ich sehe wohl wir leben nicht mehr zu Bileams Zeiten, damals hat nur einer gesprochen, und jetzt sprechen zwey zusammen.“

So Recht.

Im einem alten Buche lese ich folgende lehrreiche Historien. Ein gewisser lasterhafter Bösewicht hätte gar gerne noch mehr Unthaten verübt. Aber — ein paar Kleinigkeiten stunden ihm im Weg; er war kuzlig am Halse, und dachte — an den Strick. Er hatte einen angebornen Widerwillen gegen gewisse Leute, und scheute — die Hatschierer und Profosen. So wollte er das sicherere spielen, sucht sich daher einen treuen Gehülfen — wer ist der Spitzbuben bester Freund? Das ist der — der — Herr von Untenauf im rothen Mantel, mit den Hahnenfedern auf dem Hut, und dem kuriosen Stollfuß, dem noch kein Schumacher den Stiefel recht gemacht hat. Dieser bietet den Purschen an, daß er ihn aus allen Gefängnissen und Banden erlösen wolle. Eben recht, denkt der Schurke; und nun giengs an ein Stehlen, Morden rc. daß der Stollfuß seine große Lust daran hatte, und auch redlich allemal aus den festesten Thürmen heraus brachte. — Aber Art läßt doch nicht von Art! Der Teufel bleibt doch immer ein Schelm. Einmal sitzt mein Pursche auch wieder in der engen Visitenstube, geschmückt mit vielen Ketten, aber nicht von Gold. Schon stimmen die Raben am Galgen ihre Schnäbel zum Freudenfest; da pfeift er seinem treuen Freund, und der kommt richtig, und bringt ihm eine schöne Truke, mit dem Befehl, sie ja nicht zu öffnen, sondern persönlich dem Richter zu übergeben. Gesagt, gesagt gethan. Er läßt nicht nach bis er noch einmal vor Audienz kommt, wo er

denn freudig seine Schachtel dem Richter überreicht, mit dem Beysatz: „Hierin liegt der klare Beweis meiner Unschuld, und ein Zeichen dessen, was ich verdient habe.“ Der Richter stutzt, öffnet die Truke, und findet einen neuen Strick! — „Aha! — sagt er, recht so, du sparst mir die Kosten;“ und am nemlichen Strick ward er aufgehängt.

Trau nicht des Teufels Ränk und Tüken.
Er läßt dir's eine Zeit lang glücken,
Und endlich hast du Spott und Hohn,
Und lauter Ungemach, zum Lohn.
Nur der, der lauter Gutes thut,
Sagt: Ende gut, ist alles gut.

Bruchstück aus einer Leichenrede.

Im Jahr 1800 starb ein Bedienter des Doktor Rowland Hill. Bey seiner Beerdigung hielt sein Herr, vor einer zahlreichen Versammlung, die er zu dieser Feyerlichkeit eingeladen hatte, eine Leichenrede, von der man folgende Stelle behalten hat: „Mehrere von den Personen, die mir zugehören, haben den Verstorbenen gekannt und Gelegenheit gehabt, seinen Charakter und seine Aufführung zu beobachten; alle werden eingestehen, daß ich nur der Wahrheit die Ehre erweise, wenn ich behaupte, daß er sich viele Jahre hindurch klug, bescheiden und gottesfürchtig benommen und so viel als möglich die Pflichten seines Standes gewissenhaft erfüllt hat, und doch war dieser achtungswerthe, ehrliche und gerechte Mensch vormals ein Strassenräuber. Dreyßig Jahre sind es, als er mich eines Tages auf der Heerstrasse anhielt und meine Geldbörse verlangte. Ohne darüber zu erschrecken, ließ ich mich mit ihm in ein Gespräch ein, und fragte ihn, was ihn zu einer so strafbaren und gefährlichen Lebensart habe verleiten können?“ — „Mein Herr, erwiederte er, ich war sonst Kutscher; ich habe jetzt keinen Dienst, und da ich kein Zeugniß habe, so kann ich keine Stelle erhalten, und sehe mich genöthiget, zu diesem Gewerbe meine Zuflucht zu nehmen, um mir etwas zu verdienen.“ — „Ich ersuchte ihn, zu mir zu kommen; er versprach es mir und hielt Wort; wir sprachen länger mit einander, und ich erbot mich endlich, ihn in meine Dienste zu nehmen; er nahm mein Anerbieten an. Seit der Zeit ist er stets ein eifriger Verehrer Gottes, und ein treuer Diener gewesen, und anstatt auf eine schimpfliche Art sein Leben auf dem Schafotte einzubüssen, wie es wahrscheinlich der Fall gewesen seyn würde; ist er in Frieden, voll der tröstlichen Hoffnung und vorbereitet gestorben. Dieser Umstand ist bis auf diesen Tag ein Geheimniß zwischen ihm und mir geblieben; selbst meine vertrautesten Freunde haben nie ein Wort davon erfahren.

Einige Sprichwörter, samt derselben Erklärung.

1.

Wenig schadt wenig.

Das ist erstlich nicht wahr, denn wenig kann oft viel schaden. Ein kleiner Funke kann oft großen Verdruß verursachen: ein wenig Gift kann einen Menschen tödten; ein einziges unvorsichtiges Wort kann großen Verdruß anrichten; also wenig kann viel schaden.

Aber zweytens ist ja doch am gescheitesten

teßen von einer schädlichen Sache gar nichts zu brauchen, damit sie gar nichts schade.

2.

Einmal ist kein Mahl.

Das ist wieder nicht wahr! Eins ist immer mehr als nichts, seit die Welt steht. Wer einmal den Hals bricht, hat doch wohl nicht Ursache zu sagen: ich habe nie den Hals gebrochen. Grettli hat einmal ein unehelich Kind gehabt — also ists keinmal? Das ist nicht wahr! Ehe könnte man sagen: einmal ist vielmal, denn von dem an, daß Peter anfieng zu lügen, ist er ein Lügner geblieben bis heute; und so gehts manchem andern! Also: besser keinmal als einmal!

3.

Jugend hat nicht Tugend.

Das ist eben Dumm. Und wer damit seine eigene Untugend entschuldigen will, ist noch dummer, und am dümmsten derjenige, der drauf los sündigt, damit das Sprüchlein auch an ihm erfüllt werde. Eben die Jugend sollte Tugend haben, und wie ein junger Baum tüchtige gesunde Schosse treiben, die zum gesunden Holz erwachsen, und einst gute Frucht bringen sollten.

4.

Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.

Das ist ein feines Sprüchlein und sagt so viel als: sey hübsch bescheiden, demüthig, freundlich, höflich, so kommst du aller Orten wohl an. Aber du Joggeli, nimm dich wohl in Acht, mit deinem Stolz und Trozkopf, du könntest leicht oben anstossen.

5.

Ein gutes Wort findet einen guten Platz.

Ach wollte Gott! Aber wie manches gute Wort geht verloren, und findet keinen guten Platz! Einmal meine Frau thut nichts drum!

Wohl gesprochen.

Ein Herr in Paris fuhr unlängst (nemlich im Jahr 1770 im Wintermonat) in einer Lehnkutsche wohin, und vergißt einen Sack mit Geld darin. Der Kutscher der den Herrn nicht kannte, findet den Sack, und macht seine Anzeige an einem Orte, wo dergleichen öffentlich bekannt gemacht wird. Aber der Herr war schon vor ihm da gewesen, hatte seinen Verlurst angezeigt, und gesagt, daß das Geld, wenn es wieder gebracht würde, einem gewissen Notarius gegen ein gutes Trinkgeld übergeben werden solle. Der ehrliche Kutscher läuft hin; aber der Notar visitiert den Sack, findet ihn behörig verbunden und bezeichnet, und weist den Mann an den Eigenthümer mit dem Beysatze: „Ihr werdet fünf Dublonen Finderlohn erhalten, denn so viel ist versprochen.“ — Der Eigenthümer nimmt den Sack, geht in ein Nebenzimmer, kommt bald darauf wieder, und sagte: „Die Sache ist schon gut! Ich habe das Geld gezählt, der Sack enthielt 1200 Liv. jetzt finde ich fünf Louisd'or weniger: also habt Ihr euch selber bezahlt gemacht. Adieu mein Freund!“

Der Kutscher protestiert, er schwört, er habe keinen Kreuzer aus dem Sacke genommen — umsonst — man schickt ihn zum

Hause hinaus. In gerechtem Unwillen läuft er zum Notarius zurück, und klagt dem seine Noth. Dieser sah die Ehrlichkeit des Kutschers und die Schurkerey des Herrn, und rieth dem erstern die Sache vor Gericht zu bringen, wobey er ihm seinen Beystand versprach. So geschah es; die Richter verhörten beyde Partheyen, und sprachen darauf folgendes Urtheil: „Weil der Herr einen Sack mit 1200 Livres verloren, der Kutscher aber nur einen mit 1080 Livres gefunden hat, so ist der gefundene Sack nicht derjenige, den der Herr verlor. Der Kutscher soll ihn also behalten, bis derjenige kommt, der den Sack mit 1080 Liv. verloren hat."

So sprachen die Richter, und die Zeitung die das erzählt, sagt, daß ganz Paris mit jenem Richterspruche zufrieden war. Und so ist der hinkende Bot auch zufrieden; bemerkt aber nur noch, daß schon viel früher ein Richter in der Türkey eben so gesprochen habe.

Der brave Landesvater.

Einst war ein deutscher Fürst sehr wohlthätig, besonders gegen arme und brave Bauersleute. Einer seiner Hofschranzen stellte ihm vor: die Bauern würden ihn noch zu Grunde richten.

Desto besser „antwortete der gütige Herr," ich werde immer reich genug seyn, „wenn ich meine liebsten Kinder recht glücklich sehe."

Ein Hofschranze erzählte einst Ludwig dem XIV., als er noch ein Knabe war: was für eine unumschränkte Gewalt der türkische Kaiser genieße; daß ihn kein Gesetz binde, und er mit dem Vermögen und Leben seiner Unterthanen schalte und walte, wie es ihm gefalle.

Heh! rufte der junge Prinz frohlockend aus, nun das kann man doch auch regieren nennen.

Allerdings, „erwiederte des Knaben weiser Hofmeister," — aber seit zwanzig Jahren sind fünf türkische Kaiser von ihren Unterthanen zum Dank auch stranguliert worden.

Zerstreuung.

Herein! Herein! rief ein Herr Vikarius — und klopfte zugleich seine Pfeife auf dem Tisch aus. —

Herein! zum Henker, wer klopft denn immer!

Zum Teufel — herein denn! — und er klopfte die Pfeife allezeit aus.

Muß ich denn selbst kommen? rief er endlich vor Ungeduld ganz erblaßt aus; riß sich vom Stuhl und die Thüre mit Heftigkeit auf — und Niemand stand draußen.

Der Kalendermacher im Kalender.

So ists Recht! Wer andern Gruben gräbt, muß auch drein fallen. Und der Kalendermacher, der alle Leute auslacht, soll auch ausgelacht werden. Recht so liebe Leser, lachet nur, ich will auch lachen.

Vor etwa hundert und fünfzig Jahren machte einer in Straßburg einen Kalender, und setzte auf den 1ten Heumonat grosse Kälte. — Der Tag kommt und bringt eine Hitze zum Verschmachten. Da läßt ein reicher Kaufmann den Kalendermacher zum Mittagessen einladen, und läßt dabey die Stube gewaltig heizen. Der Kalenderma-

cher kommt, und schwitzt sich halb tod über seinem Mittagessen. „Aber, warum fragt er endlich — warum laßt Ihr mitten im Sommer den Ofen heizen?“ „Ja weil es so kalt ist.“ „Was kalt! es ist ja so heiß draussen!“ — „Ich will euch, sagt der Kaufmann, mit eurem eigenen Kalender beweisen, daß es kalt ist.“ Ja, sagt der Kalendermacher, ich mache nur die Kalender, aber Gott das Wetter.

Was ist verloren?

Dumme Frage! werden viele meiner Leser denken. Aber wartet mit euerm Urtheil, bis Ihr wisset wovon die Rede ist. Ein Matrose am Bord eines Kauffartheyschiffes, der aus Unachtsamkeit eine silberne Theekanne hatte ins Meer fallen lassen, fragte den Eigenthümer: „Herr Capitain! kann eine Sache für verloren angesehen werden, wenn man weiß, wo sie ist?“ — Nein mein Freund! erwiederte der Capitain. — „In diesem Falle ist auch Ihre Theekanne nicht verloren, und Sie dürfen wegen derselben ganz ruhig seyn, denn ich weiß gewiß, daß sie in der Tiefe des Meeres ist.“

Dem geschah es recht!

Ein schon etwas bejahrter, schlichter Bürger, kam einst in der Kirche neben einen jungen neumodischen Windbeutel zu sitzen. Der junge Orang-outang, mit wildem struppigtem Kammhaar, durch das er alle Augenblicke mit seinem natürlichen fünf Kräuel-Strehl hinfuhr; einem enormen, neugallischen Backenbart und schellenden Hufeisen an seinen Fersen; mit denen er über das steinplattene Kirchenpflaster einher geschritten war, daß jedermann hinsah und glaubte, es habe sich ein Karrengaul in das Gotteshaus verirret; war der Sohn eines durch Branntweinhandel reichgewordenen vormaligen Bedienten. Weil nun der Vater ihm alle Morgen die leeren Taschen mit frischen Thalern füllte, so glaubte das Söhnchen in seiner Dummheit, er sey mehr als andere Leute; denen sein Erzeuger jedoch noch vor wenig Jahren für einige Batzen die Schuhe und Stiefel gewichst hatte. — Als der, wie er glaubte, in seiner Sackträgerkutte und wassersüchtigen Pantalons, (beyde jedoch, wie solches heut zu Tage bey dergleichen Emporkömmlingen der Brauch ist, vom feinsten englischen Tuche) aufgestutzte Bengel mit der grünen Doppelbrille auf der aufgehobenen Nase sich einen noch leeren Platz ausgewählt hatte und lärmend hineingestolpert war; so bemerkte er mit stolzem Naserümpfen den im nächsten Stuhl neben ihm sitzenden schlichten Bürger, und bemühte sich, demselben durch allerhand vornehm seyn sollende Ungezogenheiten seine Superiorität — und die Ehre fühlbar zu machen, die ein Philister geniesse, neben einem solchen Cavalier à la dernière mode, wie er sey, sitzen zu können. — Der Bürger nahm indessen wenig Notiz von dem nachbarlichen tölpischen Zieraffen, kehrte ihm, so viel es immer der Wohlstand erlaubte, den Rücken, und horchte aufmerksam auf die Worte des trefflichen Kanzelredners, der eben heute eine sehr rührende Predigt über das Unglück der wasserbeschädigten Seeleute, über die allgemein herrschende Theurung und über die Pflichten hielt, seinen leidenden Mitmenschen durch Wohlthätigkeit ihre Leiden so viel möglich zu lindern.

Als nun nach der Predigt während dem Gesang der Klingbeutel umgieng, um Steuer für die unglücklichen Seeleute zu sammeln; so zog der Sohn des Branntweinhändlers mit Geräusch seinen wohlbeleibten Beutel hervor und legte ein Goldstück unter Räuspern und einem verachtendem Blick auf seinen Nachbar vor sich hin auf die Stuhllehne. Der Bürger, welcher bemerkte, daß der Klingbeutel zuerst zu seinem Nachbar kommen werde, zog seine Börse hervor, und legte ebenfalls ein Goldstück vor sich hin. Sogleich zog der Bengel die seine auch wieder hervor und legte noch ein zweytes Goldstück auf das erste; der Bürger that eben dasselbe und so vermehrten beyde in einem fort ihr Häufchen, bis jeder zwölf Louisd'or vor sich liegen hatte. Jetzt erschien der Klingbeutel vor dem Stuhl des Windbeutels, und dieser warf mit Geräusch und Räuspern seine zwölf Goldstücke in den Sammelsack; der Bürger hob aber nur einen von seinem Häufgen oben ab, gab ihn stille in den Klingbeutel und steckte die andern eilf mit einem schalkhaften Blick auf seinen, ein ellenlanges Gesicht schneidenden, Nachbar wieder in seine Tasche.

Der glücklich abgelaufene Zweykampf.

Der Ausruffer einer Stadt in Brasilien, der sich durch viele Heldenthaten berühmt gemacht, und durch fleißige Anfeuchtung seiner Kehle eine solche Stimme erlangt hatte, daß er, statt bey jedem Brunnen die Steigerungen und leeren Kutschen zu verkünden, nunmehro eine ganze Gasse des Daseyns Sr. brülenden Hoheit versicherte: Kam letztverflossenen Winter eines Abends in ein sogenanntes Stübli, wo er nebst drey guten Bekannten, annoch einen Küfer antraf, mit dem er sogleich ein ernsthaftes Gespräch anfieng, welches beyde Partheyen in solche Hitze brachte, daß der Küfer den Ausruffer zu einem Zweykampf herausforderte. Der Ausruffer, welcher die Weltkugel wohl oft mit dem Maul, aber nie mit dem Degen oder Säbel noch niemals durchbohrt hatte, erschrack Anfangs sehr heftig über die ernste Meinung des Küfers. Ein Anwesender, der den tragischen Auftritt gerne in einen comischen verwandeln mochte; rufte den Ausruffer heraus und belehrte ihn, daß er den Zweykampf ohne Furcht annehmen sollte, und wie er es dann an Ort und Stelle, wo das Recht entschieden werden sollte, vorzunehmen hätte. Sie giengen nun wieder hinein; die zwey Anwesenden erboten sich sogleich als Sekondanten, und der morgende Tag wurde bestimmt, an welchem die Kampflustigen sich einfinden sollten. Der Zug gieng über den W. Platz einem nahen Abhang zu; die Sekondanten in kleiner Entfernung, die Säbel hintennach tragend, und die zwey schon halb benebelten Kämpfer, unter beständigem Fluchen und Schimpfen den Weg hinunter, so daß die benachbarten Fleischer alle heraus liefen. Auf einmal konnte sich der Ausruffer etwas zurückziehen, kam auf die rechte Seite, und versetzte dem Küfer einen derben Stoß, daß dieser über den steinhart gefrornen und steilen Abhang bis auf die Ebene hinunter purzelte. Hier lag er nun etliche Minuten, hob endlich den Kopf auf und sah von wannen er gekommen wäre.

Dieses Ereigniß ist für den Ausruffer von großem Nutzen, indem er sich des Nachts auf der Gasse nicht mehr sicher glaubt, und also durch früheres Schlafengehen, manches Schöpli und Gläsli ersparen kann.

Was syt'er doch für Tüfe's Göhle,
Im Winter wenns so g'frore 'n ist;
E nangere so ga numme d's tröle,
Bis fast keis Haar am Grind meh ist!
Dir wottit alles nahe'en äffe,
E niedere wot e's Fränzli sy;
Wee 's Ernst gilt, staht d'r da wie d'Gäffe,
U heit e's großes Mul bym Wy.

Zauberey.

Ein Bauersmann, dessen Feld allzeit mehr Früchte trug, als dasjenige seiner Nachbaren, ward endlich von diesen aus Neid der Zauberey angeklagt und vor den Landvogt beschieden.

Am bestimmten Tag erschien Peter, so hieß der Landmann, in der Audienzstube, seine Tochter, ein junges kraftvolles Mädchen an der einen Hand führend, und in der andern ein Wetterglas, (Barometer) und einen hinkenden Boten tragend. „Hier sind meine Zaubermittel, hochgeehrter Herr Landvogt, wegen denen meine Nachbaurn mich bey Ihnen verleidet haben; sehet und betrachtet sie Nachbauern, durch diese treib ich alle meine Hexerey! Meine brave, fleißige Tochter hier, die sammelt und bereitet früh und spät, wenn ihr andern noch in den Federn schnarcht, oder in der Schenke saufet, mir guten Dünger und trägt ihn auf mein Feld, auch hacket sie mir den ganzen Tag unverdrossen den Acker, wenn ich pflüge und säe, und pflükt das Unkraut daraus, alldieweil es noch Zeit ist. — Darum trägt mein Land immer reichere und schönere Frucht als das eure. Daß ich aber immer zur rechten Zeit säe und ernde, das habe ich hier meinem Wetterglas und dem braven hinkenden Boten zu verdanken; die lehren mich beyde, wann es fruchtbaren Regen für das Gedeyhen des Samens und trocknes Wetter für das Einsammeln der Frucht seyn will. Zwar schaue ich im letztern nicht auf die Worte schön, unstet, Regen, warm, kalt, oder wie es sonst bey jedem Tage des Jahres stehet; aber ich sehe nach dem Stande des Mondes und der Himmelszeichen, und merke mir die guten Sprichwörter, die unsere klugen Alten über den Einfluß derselben auf die Witterung gemacht haben, und die mich selten triegen. Ihr aber, Nachbauern, pflügt, säet und erndet in den Tag hinein, ohne weder auf das Wetterglas noch auf den hinkenden Boten zu achten, und immer nur weil es euch heute bequemer ist, als morgen, oder über acht Tage; daher kommt's denn, daß von zehnmalen neunmal eure Saat schlecht keimt und euer Korn naß in die Scheune kommt.

Das ist alles, hochgeehrter Herr Landvogt, was ich zu meiner Vertheidigung und zur Erklärung meiner Hexenkünsten zu sagen habe.

Der Herr Landvogt, ein gar weiser und gütiger Herr, war höchlich erfreut über die verständige Antwort Peters, reichte ihm und seiner Tochter freundlich die Hand, lobte beyde wegen ihrem Fleiß und guter Wirthschaft, und sprach dann zu den Anklägern: „Nehmet, einfältige Nachbaren, Exempel an dem von euch verklagten Hexenmeister; erziehet eure Kinder beyzeiten zu Fleiß und Arbeitsamkeit, geht ihnen darin selbst mit gutem Beyspiel voran; kaufet euch auch alle ein gutes Wetterglas und jährlich den klugen hinkenden Boten; seht fleißig alle Abende und Morgen nach dem erstern und steckte eure Nasen in den letztern,

statt immer nur in der Schenke in die Gläser. — Wenn ihr das befolget, so werden eure Wiesen und Aecker eben so schönes und reiches Gras und Korn in eure Scheunen liefern, als der brave Peter alle Jahre einführt; und ihr werdet denn eben so geschickte Hexenmeister seyn als er. — Jetzt gehabt euch wohl und trinket zur Aussöhnung und im Frieden drunten unter der Linde im Hof ein gut Glas Wein zusammen, das mein Bedienter euch reichen wird, auf das Wohlergehen von Peters Hexenkünsten! und damit entließ der gütige Herr Landvogt die beyden Partheyen.

Sonderbare Wiederauflebung eines jungen Mädchens.

Im Jahr 1732. trug sich zu Versailles folgender merkwürdige Fall zu. Ein 18jähriges Frauenzimmer fiel, nach einer kurzen Krankheit, in eine todtenähnliche Schlafsucht, wobey alle Lebensverrichtungen völlig aufhörten. Die höchst betrübten Eltern ließen jetzt für die todtgeglaubte Tochter den Sarg bestellen. Der Tischler brachte ihn endlich, hatte ihn aber zu kurz gemacht, und man mußte die Scheintodte ziemlich unsanft in den Sarg hineindrängen, worauf man ihn zunagelte. Nach 24 Stunden nahm der Leichenzug seinen Anfang; die Leiche aber wurde von andern jungen Mädchen ihres Alters zu Grabe getragen. Jedoch, unterwegens spürten die Trägerinnen eine ungewöhnliche Bewegung im Sarge — ein plötzlicher Schrecken ergriff sie alle, sie ließen den Sarg auf die Erde fallen, um die Flucht zu nehmen. Eine Menge Volk versammelte sich jetzt um den Sarg; man öffnete ihn, zog das wieder aufgelebte Mädchen hervor, brachte sie ihren Eltern zurück, und sie lebte darauf mehrere Jahre. Das gewaltsame Hineinpressen in den Sarg hatte vielleicht den schlummernden Lebensfunken frühzeitiger geweckt, als es ohne diesen glücklichen Umstand sonst geschehen seyn würde.

Das war ein kapitaler Capitel-Schmaus!

Der Erzbischoff Georg Nevil gab im Jahr 1470 in seinem erzbischöflichen Pallaß zu York, der Geistlichkeit sowohl als dem großen und kleinen Adel in seinem Diozes einen Schmaus, der wohl wenige seines gleichen gehabt hat.

Das Verzeichniß der Speisen und Getränke, welche an diesem Tage verschwelgt wurden, wird noch heute als eine Merkwürdigkeit zu London in dem Tower aufbewahret, und enthält folgende Angaben: 300 Scheffel Korn, 104 Tonnen Wein, 330 Tonnen Bier, 5 Eimer Liqeur, 80 fette Ochsen, 1000 Hammel, 1000 Kälber, 300 Schweine, 86 wilde Schweine, 3000 Spannferkel, 400 Rehe und Rehböcke, 2000 Kapaunen, 4000 Hühner, 4000 Tauben, 4000 Enten, 100 Pfauen, 4000 Wachteln, 300 Hechte, 300 Forellen, 8 Meerschweine, 8 Seekälber, 4000 kalte und 2000 warme gebratene Kenlen von verschiedenen Thieren, 2000 kalte Pasteten, 1056 warme Wildpretpasteten, 5900 Schüsseln mit Gallerte oder Gelee, 4000 Torten und Kuchen ꝛc. ꝛc.

Zur Zubereitung dieser Gerichte wurden 62 Köche und 512 Küchenjungen von London verschrieben und zur Aufwartung 200 Bediente gebraucht.

Der Erzbischoff, der dieses schwelgeri-

sche Mahl gab, hatte aber ein trauriges Schicksal und Ende. Sieben Jahre nach dieser Erz-Schmauserey zog der König, Edouard der vierte, desselben geistliche Güter und Einkünfte ein, und schickte den Herrn Gastgeber gefangen nach Frankreich. Hier wurde er gefesselt in ein finsteres Loch gesteckt und mußte seine übrigen Tage mit trocknem Brodt und Wasser verlieb nehmen. — (Dieses sind die Richtsprüche der Göttin Nemesis! — Wer diese Göttin und ihren Namen nicht kennt, der frage seinen Herrn Pfarrer oder Vikari darnach.)

Ein halbes Duzend Bettler-Sprüchlein.

Es säge n alli Lüt mer heige Lüs!
Was geit das andri a? si byse - n - üs.

Nüt ha vor synem End,
Macht es richtigs Testament.

I frage na der Arbeit nüt
Was i nit ha hel ander Lüt.

Wenn d'Bauren bey der Arbeit schwitzen,
Kann der Bettler am Schatten sitzen.
I wet e Narr sy und Werche u haue
Der Spittel ist nit umsonst erbaue.

„Viel Chinder bringe Sege ids Hus."
I glaubes! sy bettle ja d'Dörfer us,
U we mer scho nüt gwerchet hey,
Si bringe der Bettelsack voll hey.

Am ersten April schickt man die Narren wohin man will.

Das ist ein altes Sprüchlein, und ein alter Gebrauch. Aber darum nicht ein löblicher. Es ist aus dergleichen Spaß schon viel Uebels entstanden, daß nicht Spaß ist. Eine witzige Frau in der Stadt schickt ihre Magd am ersten April in die Apothek, sie soll ihr gepülferte Schneckenhörner holen. Die Magd geht; der Apotheker lacht zwar, erklärt aber der Magd, daß ihre Frau sie zum Narren gehalten, und schickt sie mit gutem Rathe heim. Indessen hatte die Frau Visite bekommen und glücklich den Spaß vergessen. Aber nach dem Mittagessen wirds ihr sterbens übel, sie muß sich erbrechen, klingelt in der Angst der Magd und fragt: „Ums Himmelswillen, Elseli, was hast du mir in die Suppe gethan? Ich glaube du hast mich vergiftet." — „O nein! sagte die Magd, nur die gepülferten Schneckenhörner die mir der Apotheker gab, that ich drein!" Es war nemlich ein tüchtiges Brechmittel.

Der bestraste Kalender-Verächter.

Friederich der Große, der berühmte König der Preussen, gieng einst an schönen und warmen Apriltagen in seinen Gärten in seinem Lustschloß Sanssouci (Sorgenfrey) spazieren, und schwitzte, da er immer warm gekleidet, in schweren Stiefeln und mit einem grosen Dreyspitz auf dem Haupt einhergieng, nach einigen Touren (Kehren) so sehr, daß ihm die hellen Schweißtropfen über die gehirn- und geistvollen Schläfen hinunter flossen. An einer Stelle des Gartens bemerkte der König, daß die Zitronen- Lorbeer- und Orangenbäume noch nicht auf ihren Sommergestellen stuhnden: „Was Teufel!" rief er dem nicht fern von da beschäftigten Hofgärtner zu: „Will er denn Meister die Bäume in ihren Winterkajuten vergrauen lassen, statt sie bey diesem herrlichen Wetter an die warme Sonne und die freye Luft zu bringen?"

Der alte Hofgärtner trat ehrerbietig näher, hob sein Strohhütchen von dem silbernen Haupt und sprach: „Ihro Majestät wollen verzeihen; — der Pankratius und Servatius sind noch nicht vorüber, und bis diese den Rücken zeigen, ist's nicht rathsam mit den Bäumen aus den Winterquartieren herauszurücken."

„Ey, was! Pankratius und Serfatius! das sind Kalenderpossen! wer glaubt denn noch an solch dummes Zeug? — Morgen sollen die Bäume draussen stehen; hört er's?"

„Wie Euer Majestät befehlen." Und Tags darauf verließen alle die blühenden Söhne des Südens ihre Zellen, und wurden von den Burschen des Hofgärtners nicht ohne Bedauern von denselben, und nicht ohne wehmüthige Blicke des alten und erfahrnen Hofgärtners, auf ihre Sommergestelle gesetzt; wo sie denn prangten und Wohlgerüche verbreiteten, als wenn das himmlische Paradies auf die Erde hinuntergestiegen wäre.

Nach etwa vierzehn Tagen, während welchen es Regen, stürmisch und kalt Wetter (Stieren-Neu) gemacht hatte, kam der König an einem schönen Morgen, (es war eben der 15te May) wieder in den Garten, — und als er in denjenigen Theil desselben trat, wo die Lorbeer, Zitronen und Orangenbäume stuhnden, und jetzt sahe, daß dieselben ihre grüne mit Purpur und Gold gestickte Liverey in brandschwarze Trauerkleider vertauscht hatten, und welk und dürr ihre Blätter hängen ließen; — so rief er ganz erbost dem auch heute in der Nähe, ebenfalls, wie seine Bäume Ohren und Kopf hängend, herumwandelnden Hofgärtner zu:

„Was Teufels und alle Wetter! hat er denn Meister mit den Bäumen gemacht, daß sie da stehen wie ein Regiment schwarze Husaren, und die Ohren hängen lassen, wie gepeitschte Hunde? — Das sieht ja ganz verflucht aus, so wie im Krieg niedergebrandte Dörfer!"

„Ja wohl, leider, wie schwarze Husaren und niedergebrandte Dörfer! die herrlichen Bäume, die noch vor ein paar Tagen prangten, wie Gottes Paradiesgarten! Schade um die herrlichen Blüthen und Bäume! — Pankratius und Servatius sind gestern und vorgestern durchpaßiert, und die haben also gehauset; — ich hatte es Euer Majestät vorher gesagt; aber Euer Majestät sprachen: Kalenderpossen! — dummes Zeug! „So geht's, wenn man an gar nichts glauben will."

„Ey! Ey! das sind mir verdammte Kerls! — Nun ich sehe, daß man doch Respekt haben muß vor diesen zwey Panduren, mit ihren sakramentischen Namen, und daß man auch den Herrn Kalendermacher nicht schelten soll, wenn man nicht ein's hinter's Ohr kriegen will. — Gäb er sich zufrieden lieber Meister; und denk er, er habe auch einmal eine Schlacht verlohren; und das was ihm noch am ersten trösten soll, nicht durch seine Schuld."

Neue Art Kühe zu füttern.

In den oberländischen Gegenden thut man im Sommer die Kühe meistens auf die Alpen, und bedient sich, um das Caffee-Wasser zu färben, der Ziegenmilch, wo beynahe jede Haushaltung eine oder mehrere Ziegen bey Hause hat. Da aber der Gebrauch des arabischen Kropfwassers auch in in den Gebirgsgegenden bis beynahe zur

Ver-

Verschwendung zur Mode geworden, und auch dorten so zärtlich gewöhnte Weiber sind, die den Geschmack der Geißmilch ihrem Vorgeben nach, nicht dulden können; oder auch solche, die mehr Zeit zum Caffeekochen verwenden als zur Arbeit, und die gerne zur Stillung ihres unersättlichen Kaffee-Lusts, einen Sommer- und Winter-Küher beherbergen möchten, um alle Tage, wenigstens eine sechsfache Wäscherweiber-Portion geniessen zu können; so muß nun auch mancher gute Hausvater zu Erhaltung häuslichen Friedens und Eintracht, eine Kuh im Stalle behalten.

So hat nun auch im Dorfe A . . . ein Mann eine Kuh den Sommer über im Stalle gefüttert, so daß sie den ganzen Tag vor Hunger brüllte, welches nach und nach den Nachbarn unleidentlich und zugleich bedauernswürdig war; vermahnten ihn deßwegen fleißiger und besser zu füttern. Gut so! Er gieng hin und sagte zu sich selbst: I will dem Teufels Brielhimd d's Mul scho zäme han! Nahm dann einen Sack und zog ihn der Kuh über den Kopf an, verband ihn und sagte: briel jez du Wuest wed chanst. Das Brüllen wurde freylich gestillt, aber der Hunger nicht.

Voll Gaffee-Channe, n'e leeri Schür,
Key Wunder, ist d'er Anke thür:
Dä Weg mus ja n'e brafe Maa,
D's lest d'Schür, u d's Hus u d'Chu verlah.
U briegget dee, I ha's nit breicht,
Hät doch der T. . . . d's Wyb zerst g'reicht.

Mutterliebe hier stärker als Vaterlandsliebe.

Als im Jahr 1798. die wackern Soldaten von der damals sogenannten Seekompagnie unweit Biel mit den Franzosen scharmuzierten, eilte auch ein armer Hausvater von 6 Kindern seinen Mitbürgern zu Hülfe. Seine reiche Nachbäuerin, die ihn davon eilen sah, und deren Sohn auch unter diesen Truppen stand, rief ihm zu: „So gang fry g'schwind, und wehret ech fry z'Tyfels Ding; aber säg doch ysem Peter daß er g'schwind hey chem!

Der Quacksalber.

Ein berühmter Arzt, der seit vielen Jahren in London mit Ruhm und Glück praktiziert hatte, gieng einst über einen Marktplatz und sah daselbst einen Quacksalber, der in einem schönen Wagen mit vier stolzen Pferden bespannt und von mehrern reichgekleideten Bedienten umgeben, einer grossen Menge Volkes seine Arzneyen verkaufte.

Fast sollte ich glauben, sie schon irgendwo gesehen zu haben? sagte der Arzt, der sich auch unter die Zuschauer und ganz nahe an den Wagen gestellt hatte, bald darauf zu dem Quacksalber.

Allerdings, erwiederte dieser leise und sich an das Ohr des Arztes herabneigend; — ich war vor zwey Jahren noch Bedienter bey Lady X . . die sie oft besuchten und die mich als einen Bauernknaben in ihre Dienste aufgenommen hatte.

Aber wie ist es möglich, daß sie vom Bedienten in so kurzer Zeit Arzt geworden sind, und sich schon so ein hübsches Vermögen, wie ihr Aufzug anzeigt, erworben haben; alldieweil ich seit dreyßig Jahren praktiziere und nicht halb so viel Staat machen könnte?

Mein Herr, das geht auf die natürlichste Weise von der Welt zu; — doch die-

ses ganz leise und nur unter uns: — Zu Ihnen kommen die Leute die Menschenverstand haben — und wissen, was zu einem geschickten Arzt gehört; zu mir kommen die Andern. „Da nun die Erstern zu diesen Andern sich ungefähr verhalten, wie Eins zu Tausend; so gewinne ich ganz natürlich tausend Guineen, alldieweil Sie — obgleich Ihre Kunden meistens die reichern sind — vielleicht kaum hundert verdienen."

Ebendasselbe — oder der Wunder-Doktor aus dem Glas.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der weise König Salomo hat gesagt: es geschieht nichts Neues unter der Sonne! — Und der hinkende Bote, mit Respekt zu melden — ist vollkommen der gleichen Meinung; und will die alte Wahrheit gleich mit einem neuen Exempel bestätigen. —

Schon oft und viel sind im Kalender Beyspiele erzählt worden, wie herumziehende sogenannte Aerzte, Quacksalber, Marktschreyer u. d. gl. die Leute anschmieren und hintergehen, und wie doch die Leute immer und immer Schaarenweise solchen Leuten nachlaufen. Ungeacht aller dieser Warnungen hat dennoch jeder solche immer die Gewißheit, daß er Glauben und — Geld findet. O Jeh! Da komm' ich unlängst bey H . . . n vorbey: und bey einem Hause steht eine Menge Volks, als ob es brennte! Was giebts da Merkwürdiges? Der Wunderdoktor A** — oha! schon genug! O weh! dacht ich! Sind die Leute noch nicht klüger als so! Da rennen sie, und lauffen von 8 und 10 Stunden weit her, und bringen den Urin, und glauben — und zahlen — und brauchen — und — sind allzumal betrogen! Woher ich das weiß? Ich bin nur hinkender Bote und kein Arzt. Aber ich begreife:

1. Daß mir keiner meine Sackuhr zurecht machen kann, wenn er nicht weiß, wie sie inwendig beschaffen ist. Da nun A** keine Kenntniß vom innern Bau des menschlichen Körpers hat — so kann er ihn auch nicht kurieren.

2. Daß, wer etwas nicht gelernt hat, es auch nicht kann; und daß ich darum meine Schuh nicht dem Schneider, sondern dem Schuster, meine Hosen nicht dem Schuster, sondern dem Schneider geben muß, und also meiner kranken Leib dem gelehrten und studierten Arzt, nicht aber dem ersten besten herzugelaufenen unwissenden Menschen.

Ist euch das nicht genug? So höret ein Paar Stückli aus seiner Fabrike, und dann urtheilt ob ihr da einen Mann habt, dem ihr Leib und Leben vertrauen dürft, oder ob A** ist — was alle andere seines gleichen!

1.

„Patient! — Es ist mir schon lang so wunderlig! i ha scho viel aus der Apothek braucht, und es hat nüt g'holfen."

„Docktor. Ho Appithek! Die Hrn. Appitheker verstöh doch nüt. I g'seh im Wasser du hest d's Kyrileis! Für das hilft nüt as alli Stund es Glas kalts Brunnewasser u-nes Gibet."

2.

Bauer. Lugit Dokter, my Hang thut mer gar süchtig weh! u-ni ha ke Kraft meh drinne. Wo fehlts mir ächt.

Docktor. I g'seh i d'ym Wasser, du hest d's Ritschgi! Du must Federe vo me schwarze Huhn druf binge.

Der Wunder-Doktor und seines gleichen.

Bauer! G'schauit doch da mys Wasser! Was ha-n-i o für-ne Chrankheit?

Dockt. Hm! Das ist Gliedersucht, oder wie mir säge Senterey. (Dissenterie, solls heissen, bedeutet aber den Rothschaden und nicht Gliedersucht.)

Bauer! Nein bim Hung! Es fehlt mir nüt i de Gliedere, u-ni ha ke Schmerze. I bi süst chrank.

Dockt. Un es ist notti d' Gliedersucht. U we de si scho jetzt nitt hest, henu so überchunst sie gwiß no einisch. Treich du alle Tag nüchter es Glas früsches Wasser.

Ein alter Mann beklagte sich seit 8 Tagen über schwere Bauchschmerzen. A** verordnet ihm Honig! der Mann braucht, und hilft nichts! — A** fährt fort mit seinem Honig, und der Schmerz bleibt. Es zeigt sich, daß ein eingeklemter Leibschaden die Ursache ist. Honig, sagt A**, Honig hilft ohne Fehler. — Richtig! Den Tag darauf war der Patient Tod, und also — seine Schmerzen vorüber!

Wie nun! Gleicht das einem rechten Doktor oder einem Aufschneider? Verdient ein solcher Glauben und Vertrauen? Honig, warme Milch, kaltes Wasser, mehr kennt er nicht. Ein Arzt ist er nicht — Glauben verdient er nicht; — kluge Leute brauchen ihn nicht: doch was auch der hinkende Bote spricht — die Leute lesens und — folgen ihm nicht.

Aushängschild des Wunder-Doktors.

Ich, von Gnaden und Wunder, Arzt aller Kranken, biete ihnen allen meine Dienste an, sintemahl keine Krankheit, ja selbst der Tod mir nicht widersteht. Ich mache die Lahmen sehen, und die Blinden gehen, und schicke die Todten in das ewige Leben. Aus den Sternen distilliere ich den Spiritus höherer Weisheit, und im Mondstrahle koche ich die Essenz der Beredsamkeit. Meine Salbe macht die Alten jung — wenigstens die Jungen alt, wenn sie lang gebraucht wird, und wer sich mit meinem Wasser wascht, wird unfehlbar schön — in seinen eigenen Augen. Ich habe vor Fürsten und Prinzen gestanden, und Wunder an ihnen gewirkt. Dem Prinzen Ypsilon trieb ich eine 12pfündige Kanonenkugel, die im Magen war liegen blieben, in lauter Schrotkörnern ab, und dem Grafen Thezät habe ich für sein abgeschossenes linkes Bein, das rechte von einem erschossenen Dragoner angesetzt! — Dummköpfen fege ich das Hirn mit einer Bürste; — Narren gebe ich ein neues aus einem Kalbskopf; — und die Halbnarren bringe ich auf die höchste Potenz, das heißt: ich mache sie zu Ganzen.

Wer meines Rathes bedarf, der eile! Denn so wie ich gestern noch dem Kaiser Bonaparte auf Helena ein Argestenaug geschnitten habe, so will ich morgen um 5 Uhr früh dem Gouverneur von Kamtschaka einen Zahn ausziehen. Wer mich in der Mittags-Stunde sprechen will, der melde sich beym goldenen Esel in Mokka, in Arabien, wo ich jeden Mittag meinen Caffee trinke.

Ein neues Stiergefecht.

Die Gegend um Bremen hat bekanntlich viel Viehzucht, besonders werden dort eine Menge sogenannter Brüllochsen gezogen. Sie werden im Sommer gewöhnlich auf die weiten Triften getrieben, und bleiben dort Tag und Nacht, bis der Herbst kommt. Im letzten Feldzuge der Franzo-

sen gegen die Allirten kam der Oberste eines französischen Regiments, das aus lauter Holländern bestand, nach Bremen, und ließ seine Leute täglich exerzieren. Indeß fehlte ihm ein bequemer Exerzierplatz, und er gab sich Mühe einen solchen zu finden. Keiner eignete sich besser hiezu, als die Viehweide in der Nähe der Stadt. Diesen hatten aber die Ochsen inne. Den Eigenthümmern wurde sogleich angedeutet, daß der Platz geräumt, und die Ochsen weggeschafft werden mußten. Jeder schützte die Unmöglichkeit vor, und berief sich auf die längst hergebrachte Gewohnheit. Das half aber alles nichts; es wurde ihnen angedeutet, daß die Thiere, wenn man sie nicht im Guten wegschaffte, mit Gewalt weggejagt werden sollten. Die Bauern liessen es darauf ankommen, und meinten, daß man es versuchen möchte. Das Regiment marschierte eines Morgens aus, und der Oberste führte es gerade nach der Weide hin. Die Ochsen sahen den Zug ganz unbefangen kommen, und schienen die Musik sehr aufmerksam anzuhören. Jetzt fiengen alle Trommeln an zu lärmen, und die Ochsen staunten. Die Züge schwenkten ein, und kamen näher. Kaum merkten jene, daß es auf ihren Wohnplatz abgesehen sey, als sie einmüthig, mit vorgestreckten Hörnern, und hoch in die Luft gerichteten Schwänzen, mit fürchterlichem Brüllen, auf die Holländer losstürzten, und sie sogleich in Unordnung brachten. Einem so furchtbaren Feinde hatte der Oberste und das Regiment noch nie gegenüber gestanden, dieß gieng noch über das rußische Hurrah, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe dieses so weit formiert war, die Ochsenangriffe mit dem Bajonet aufzuhalten. Drey von den gehörnten Helden fielen im Kampf für ihr Hausrecht; von den Holländern waren sieben Mann, richtig gezählt, geblieben. Die Ochsen waren Sieger, und behaupteten das Schlachtfeld. Sie blieben im Besitz ihrer Weide, und der Oberste hielt es nicht für rathsam, einen zweyten Angriff auf sie zu wagen. Auch ergieng ein strenges Verbot, von dieser unrühmlichen Ochsenbataille ein Wort zu sprechen. — Allein der hinkende Bot macht sich nichts aus diesem Verbot, denn die Sache ist Wahrheit.

Hansli soll nit ledig blyben.

Einer armen Frau, die bey der letztverflossenen theuern Zeit in grosser Noth war, und fast nichts zu beissen und zu brechen hatte, wurde der wohlmeinende Rath ertheilt: sie solle sich bey ihrer Gemeinde, wie so viele andere, um Unterstützung anmelden. „Ney wäger nit, erwiederte sie, das thue ich myr lebtig nit; denn sonst chönti my Hansli i sym Leben nie hürathen, weil er zuerst der Gemeind so viel ersetzen müßte, als ich an Steuer von ihr empfangen hätti. Lieber will i ga bettlen, als das my Hansli ledig blyben sött.

Etwas über Egypten.

Egypten ist der Sammelplatz aller Handelsleute der ganzen Welt, der Mittelpunkt alles Handels; alle Münze ist da gangbar, sogar das Berngeld, das uns die Franzosen im Uebergang gstipizt hatten. Es hat Gemeinschaft mit den Küsten von Syrien, Natolien und des schwarzen Meers; mit den Küsten von Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien, dem nördlichen Theil von

Afrika und allen Inseln des Mittelmeers in 20 Tagen, mit den Küsten des glücklichen Arabiens, des persischen und bengalischen Meerbusens, dem östlichen Theil von Afrika, Madagaskar, und dem Vorgebirg der guten Hoffnung in 40 Tagen, mit den Küsten von Sumatra, Java, Japan, China, den Küsten von Brasilien und einem großen Theil von Amerika, mit allen innern Theilen von Asia, Afrika und Europa in 90 Tagen; und in das entfernteste Ende der Erde kann man von Egypten aus in Zeit von 100 Tagen gelangen.

Das Klima ist im Ganzen gesund; doch wenn man im Zugluft schläft, bekommt man Entzündungen in den Augen, und wenn man sich nicht zudeckt, den Durchlauf. Die egyptische Nachtluft wirkt sehr auf den Unterleib. Das Oliven- oder Baumöhl, so wie auch andere Oehle sind gut gegen die Pest. Hat man das Podagra, und tröpfelt Oehl auf den Fuß, so sollen die Schmerzen, selbst die podagraische Entzündung verschwinden. Ist die Entzündung sehr heftig, so schäumt und zischet das Oehl, wenn man's auf den Fuß schüttet.

Mittel, die Gänse bey Hause zu behalten.

Zu T... am.... See wohnte vor einiger Zeit ein heirathslustiger junger Mann, wie es dieser Art Leute überall giebt, seiner Profeßion ein Gerber. Er warf sein Auge auf die hübsche Jungfer Lischen, der B.... Wirthin Tochter, und bewarb sich auch um ihre Hand. Allein dieser wollten die Bewerbungen des jungen lustigen Mannes nicht ganz wohl gefallen, weil sie wahrscheinlich, wie so viele eitle Mütter, sich einbildete, daß sich wohl noch ein reicherer und hübscherer Freyer zu ihrer Tochter melden könne. Hiemit war aber ihr Schwager gar nicht zufrieden. Mit seiner grossen Nase hatte er es längst ausgewittert, daß der junge Gerber gar keine so üble Parthie für Base Lisetten sey. — „Aber, Frau G'schweyen! was weyt er de o mit eyen drey Töchtern machen? Ihr chennet si doch nit z'Märkt schicken u si feil ha. Auf solche und ähnliche Vorstellungen des Schwagers, der doch noch etwas weiters sah, als seine Nase lang war, gab endlich die Mutter B.... Wirthin ihre Einwilligung zu dieser Heyrath.

Doch, so wie keine Rose ohne Dornen ist, so ist auch kein Bräutigam ohne alle Fehler. Der unsrige oder vielmehr Lisettens Bräutigam hatte eine sehr undeutliche Aussprache, die er sich nicht einmal zu Paris abgewöhnen könnte; besonders da er gewöhnt war, fast vor jedes Wort einen T zu setzen, so daß man häufig gar nicht wußte, was er sagen oder befehlen wollte. So will ich z. B. einen jeden meiner Leser und Leserinnen fragen, ob sie ein Wort von folgender Anrede an seine Braut verstehen werden, die er nach gehaltenem Hochzeitschmauß an sie hielt:

„T'Lisetten, jetz muß es t'huset sy; mir „t'wey frisch i t'Händ t'speyen; mir t'wey „T'ánse ha; die T'ánse sind t'ar t'nuzliche „Thier!" — Hätte man ihm wohl anmerken sollen, daß er damit sagen wollte: Lisetten: jetzt muß es g'huset sy, (sparsam gelebt) wir wollen frisch an die Arbeit, wollen, weil die Gänse nützliche Thiere sind, und ein Paar dergleichen anschaffen.

Die Braut mußte ihn aber doch ver-

standen haben, denn sie willigte ein. Es war ja der Hochzeitstag.

Der junge Ehemann schafte also drey Paar Gänse an, und bildete sich ein, diese Geschöpfe sollten jetzt auch, wie seine neue Frau t'Lisetten, immer zu Hause bleiben. Da er sie aber wahrscheinlich von einem damaligen freyheitsschwindelnden Franzosen gekauft hatte, welcher Nation er zu jener Zeit gar nicht abgeneigt zu seyn schien, so waren die T'änse auch des Einsperrens gar nicht gewohnt, sondern schwammen den Dorfbach hinab gegen den See zu. In der größten Besorgniß, die Thiere zu verlieren, schrie er an aus vollem Halse t'uri-t'uri — rief auch die Magd Gritli herbey, die sich über den Spektakel fast zu tod lachte. „T'ritli! chast de t'nit t'schreyen: t'huri-t'huri." — Ob die Thiere es ihm oder der Magd zu gefallen thaten, weiß ich nicht; genug sie kamen wieder zurück. Der Schrecken war ihm in alle Glieder gefahren; und um ihnen das Fortschwimmen zu verleiden, band er ihnen nun einen langen Faden an die Füsse, und knüpfte sie an der Hausthüre an. Ob sie auf diese Manier fett geworden wären, lasse ich unentschieden, indem der Faden doch zu lang war, so daß sie nach einiger Zeit in ein Kalchloch fielen, und elendiglich krepieren mußten. — O du armer T'änsehüter! —

Der Bienenschüttler.

Ein ehrbarer Gemeindsumbieter, der ein grosser Liebhaber von Bienen war, sich aber wegen dem herrschenden Geldseckelfieber nicht im Stand zu setzen vermochte, sich ein paar Schwärme anzuschaffen; gieng verflossenen Sommer ungefähr neben einem Kirschbaum vorbey, wo er ein starkes Gesummse hörte, und beym Hinaufschauen einen Bienenschwarm zu sehen vermuthete, lief daher in aller Eile nach Hause, schlug eine Sense vom Worb, und lief damit nach dem Baum zu, fieng an zu dängeln, da seine Frau unterdessen einen alten Bienenkorb nebst einem Leintuch herbey brachte um die junge Bienenrepublik in Empfang zu nehmen. Ein Nachbar, welcher dazu kam, und sich nach der Ursache des Geklirrs erkundigte, fieng an zu lachen, und sagte dem wohlweisen Umbieter, er sollte das Bäumlein recht schütteln, legte auch selbst Hand an das Werk, und siehe, es fielen dem Umbieter ein ganzer Schwarm kleine Käfer auf den Hut und auf die Hände. Die Frau, welche nun den Irrthum ihres Herrn Stoffel-Meerretigs gewahr wurde, fieng auch an zu lachen, und sagte zu ihm: Es geit der hür mit de Beiene wie färn mit dem Chabis-Saame, d'Sezlig hei da im Bode g'häuplet. Mit bangem Herzen bat er nun den Nachbar, die Sache verschwiegen zu halten, worauf ihm dieser erwiederte: daß er deßhalb ohne Kummer seyn könne; es sey aber ein Zweifel vorhanden, weil seine Frau zugegen gewesen seye. Am Morgen fragte ihn seine Frau beym déjeunieren: „Säg wotisch nit es Ankeschnittli u ne chli Hungg druf?"

„Ja wend de Chäfere d's Hungg chast näh,
„Su chast mer de es Bitzli gä."

Sittenspiegel.

Schattenspiel schön an der Wand!
Aufgeschaut im ganzen Land;
Denn nicht Aff nicht Murmelthier,

Menschen selber tanzen hier
Wie sie leben, an der Wand
Seht nur hin, es ist scharmant.
Nur zwey Batzen kost der Spaß.
Nur zwey Batzen! was ist das?
Lustig denn herein zu mir,
Wohlfeil Schattenspiel seht ihr.

Joggeli im Wirthshaus sitzt.
Seht wie er die Ohren spitzt;
Wie er sinnt, die Stirne reibt,
Und beym Kartenspiel verbleibt.
Weib und Kinder, nackt und arm,
Sind zu Haus. Daß Gott erbarm
Leiden fast an allem Noth,
Essen thränen-nasses Brodt. —
Joggeli! zu rechter Stund
Ruf ich: Heim du Lumpenhund!

Seht wie fromm doch Bethli thut!
Nur das Seufzen dünkt sie gut.
Stets die Händ gefaltet sind,
Freundlich thut sie wie ein Kind;
Und nach ists nicht manches Jahr
Daß sie wild und üppig war,
Und bey Buben, Geigen, Wein
Lieber als zu Haus mocht seyn.
Bethli! deine ganze Kunst,
Ist nur Heucheley und Dunst.

Aenneli kommt in die Stadt,
Wird der Hoffarth gar nicht satt;
Sucht die Freude überall;
Heute soll sie an den Ball,
Aber darf nicht bäur'sch hinein,
Und entlehnt die Kleider fein
Von der jungen Frau im Haus;
Ey du zuckersüsse Maus!
Bist du nun schon Herrenfrau?
Eine Hoffahrtsnärrin, schau.

Mußje Pierre, Herrenknecht,
Ja, du bist mir auch der Recht!
Tanzt am Ball so frech und stolz,
Als wär er vom bessern Holz.
Will sein Herr Zuschauer seyn,
Laßt der Knecht ihn nicht hinein;
„Hier, spricht er, bin ich der Herr!“
Ha! wenn ich dein Meister wär;
„Windhund, spräch ich, packe dich,
Solch ein Fratz taugt nicht für mich.

Ey! wer ist die Dame hier?
Wahrlich es bedünkt mich schier,
Hab sie ehdem schon gekannt.
Ja fürwahr, im Bettelstand.
Und woher nunmehr die Pracht?
„Habs gefunden — in der Nacht.“
Ja mit Sünden und mit Schand!
Schattenspiel schön an der Wand,
Zeigt in dir, du schöne Frau,
Doch nur — die geschmückte Sau.

Schau mir dort die Pursche an,
Sieht man sie für Bauern an?
Ey! Vom Hut herab zum Schuh
Spitzt sich alles herrisch zu.
Sie verachten — welche Schand!
Selber ja den Bauernstand.
Alles muß so schön und fein,
Wie beym reichsten Herren seyn!
Ach daß sich doch Gott erbarm!
Solche Thorheit macht uns arm.

Etwas aus dem Leben des sogenannten Jauners, Züri-Caspars-Bub.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der unglückliche Kaspar Meyer von Wiedikon, Cantons Zürich, wurde im Jahr 1789 im Canton Zug gebohren. Seine Eltern waren sehr arm, und sein Vater zog mit Weib und Kindern im Lande herum und handelte mit Schafthen.

Brandmarkung von Caspar Meyer, vulgo Züri-Caspars-Bub.

Schafthen. Nachdem er sich durch diesen Nahrungszweig etwas weniges von Vermögen gesammelt hatte, so fieng er einen Geschirrhandel an, besuchte damit die Jahrmärkte in verschiedenen Cantonen, und ward dadurch bald in den Stand gesetzt, sich ein Fuhrwerk anzuschaffen, und sich auf diese Weise sein herumziehendes Leben und sein Gewerbe zu erleichtern. Er war gewohnt, auf diesen Reisen seine Familie bey sich zu haben, indem er sich nirgendswo häuslich niederließ, sondern bald im Aargau, bald im Solothurnbiet sein Kachelgeschirr feilbot. So konnte denn der junge Kaspar nirgends in die Schule geschickt werden, sondern wuchs in größter Unwissenheit auf, so daß er in einem Alter von 15 Jahren nicht einmal lesen, geschweige das Unser Vater zu sagen wußte, und durch sein beständiges Herumziehen mit seinem Vater schon frühe an ein unthätiges, müßiges herumschweifendes Leben gewohnt war.

In seinem fünfzehnten Jahre that ihn sein Vater in die Standeskompagnie von Zürich, die daselbst in Garnison war, allwo er nun von einem dortigen Geistlichen in der Religion unterwiesen, und nach Beendigung dieses Religionsunterrichts zum heiligen Abendmahl hinzugelassen wurde. Allein dieser Unterricht hatte nicht diejenigen gesegneten Wirkungen auf den jungen Menschen, die man von demselben hätte erwarten sollen; denn er stürzte sich bald in den Strudel des Leichtsinns und der Ausgelassenheit, ergab sich dem Trunk, dem Spiel und andern Ausschweifungen, und wurde daher, nachdem er nicht volle zwey Jahre in der Standeskompagnie gedient, von derselben weggejagt, weil man ihn betrunken auf der Schildwache angetroffen hatte.

Es blieb ihm nun nichts anders übrig, als zu seinem Vater zurück zu kehren, von dem er auch wieder aufgenommen, und zu Herbeyschaffung des irrdenen Geschirrs gebraucht wurde, welches er in Menge bey entfernten Hafnern auf dem Lande ankaufte. Auf diese Weise verlebte er ungefähr ein Jahr bey seinen Eltern, als eine Zwistigkeit mit seinem Vater ihn bewog, denselben zu verlassen, und auf seine eigene Rechnung einen Geschirrhandel anzufangen. Hiezu war ihm seine Mutter behülflich, die ihm zu seinem Anfang eine kleine Summe Gelds von zehn Franken zum Geschenk machte.

Hiemit zog nun Kaspar von seinen Eltern weg, und fieng nun für sich einen Handel mit Geschirr, und mit rohen Pferdhaaren an, bey dem er sich ein ordentliches Stück Geld verdiente, indem er auf gleiche Weise wie sein Vater die Jahrmärkte in verschiedenen Cantonen besuchte. Ein Jahr mochte ungefähr seit seiner Trennung von seinen Eltern verstrichen seyn, als er dieselben unerwartet, auf dem Markt in Zofingen wieder antraf. Allein sie hatten nicht so viel Glück gehabt, wie er; ein Pferd war ihnen gefallen, und mehrere widrige Zufälle hatten sie sehr zurückgesetzt, und ihre Umstände bedeutend verschlimmert. Kaum hatte Kaspar dieses erfahren, so war er sogleich bereit, alles Erworbene mit ihnen zu theilen, wieder bey ihnen zu bleiben, und wie vorhin seinem Vater mit Herbeyschaffung des Geschirrs behülflich zu seyn. Allein dieß gute Vernehmen mit seinen Eltern war leider nur von kurzer Dauer; es entstanden bald neue Zwistigkeiten, so daß sich Kaspar von neuem sich von denselben zu entfernen entschloß. Mit zwanzig Batzen fieng er dießmal aufs neue seinen Handel an, und heirathete bald darauf eine gewiße Barbare Römer, die er auf seinen vorigen Reisen kennen gelernt hatte. Auch dießmal gieng sein Gewerbe glücklich von Statten, so daß er sich in nicht gar langer Zeit wieder eine nicht unbeträchtliche Summe erworben hatte. Aber nun hatte er das Unglück mit zwey liederlichen Burschen Bekanntschaft zu machen, die ihn zum Spielen verleiteten. In der Hoffnung eines beträchtlichen Gewinns ließ er sich den Vorschlag gefallen, sahe sich bald in seiner Erwartung betrogen, indem er in wenigen Stunden seine ganze Baarschaft 44 Franken verspielt hatte. Man denke sich nun die verzweiflungsvolle Stimmung des unglücklichen Menschen, die aber seine Mitspieler dazu benutzten, daß sie ihn beredeten, in ihrer Gesellschaft einen nächtlichen Einbruch in einem nahe gelegenen Dorfe auszuführen, wodurch er auf eine leichte Weise wieder zum Besitz der verlornen Summe gelangen könne. — Nach einigem, Anfangs geäusserten Widerstand, willigte der Unglückliche endlich ein; der Einbruch gelang, der Diebstahl wurde verübt, allein statt den erwarteten 44 Franken, wurden ihm nur einige unbedeutende Kleidungsstücke zu Theil.

Der erste unglückliche und verderbliche Schritt war nun gethan, bald folgte darauf der zweyte, indem er nicht lange nachher im Solothurnerbiet zwey Sackuhren entwendete. Von nun an sank der Arme immer tiefer, wurde immer verwegener, und bald hatte er sich in den Cantonen Bern und Aargau mehrere beträchtliche Diebstähle schuldig gemacht, deren Werth sich auf mehr als fünfhundert Franken belief.

Die ernstlichsten Nachforschungen wurden nun angestellt, und bald sah sich Kaspar mit seinem Weibe und einem sechs Wochen alten Kinde gefangen, und in das Gefängniß zu Aarau abgeführt. Allein er fand Mittel, nach 8 Tagen wieder aus demselben zu entwischen, und floh mit Weib und Kind in der rauhsten Jahrszeit, nur schlecht bekleidet, und eilte das Solothurnerbiet zu erreichen. Auf dieser Flucht machte er sich neuer Diebstähle schuldig, so daß er aufs neue von dortigen Polizeydienern verfolgt, in einem Dorfe bald wieder gefangen worden wäre, hätte er sich nicht durch einen Sprung über eine steile Bergfluh hinunter zu retten gewußt. Doch seine Freyheit war nur von kurzer Dauer; er wurde in Solothurn gefangen, nach Aarau, dann nach Zürich und endlich nach Bern ausgeliefert, weil er die meisten und beträchtlichsten Diebstähle in diesem Canton verübt hatte. Diese und sein langes hartnäckiges Läugnen zogen ihm eine schwere Strafe zu: er wurde zum Staupbesen, zur Brandmarkung und zu vierzehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt, und trat in einem Alter von 22 Jahren seine Strafzeit an.

Neun Monate mochte er ungefähr von seiner Strafzeit ausgestanden haben, als er Mittel fand, bey der Strassensäuberung sich von seinen Fesseln los zu machen, und aufs neue zu entfliehen. Er hatte eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes bey sich, die er theils im Hemde eingenäht, ins Schallenhaus gebracht, theils daselbst durch Verfertigung von Bürsten sich verdient hatte. Dieß setzte ihn in den Stand, sich andere Kleider anzuschaffen, um sich nicht durch seine Schallenwerkkleidung, als ein entwichener Züchtling zu verrathen. Er begab sich nun in das, damals noch in französischer Bothmäßigkeit stehende Bisthum Basel, allwo er sein Weib und Kind wieder fand. Allein die dortigen Gensd'armes hielten ihn für einen desertierten Conscribierten, nahmen ihn daher gefangen und führten ihn nach Dellsperg ab. Allein dort ergriff er aufs neue die Flucht, schlug sich durch 6 Mann Wache hindurch, wurde aber von zwey ihm nachgeschossenen Flintenschüssen verwundet, so daß er bald vom vielen Blutverlust entkräftet niedersank. Endlich raffte er sich auf, und gelangte bald zu einem Hause, dessen menschenfreundliche Bewohner ihn verpflegten, ihn Geld und andere Kleider gaben, die er ihnen ehestens zurückzusenden versprach. Zu dem End begab er sich nach Leuzigen im Bucheggberg zu einem Weber, um sich dort andere Kleider anzuschaffen, und die geliehenen zurücksenden zu können. Allein seine lügenhafte Darstellung, wie er die Kopfwunde erhalten habe, und sein ganzes Aeussere, erweckte Verdacht, so daß er angehalten wurde, um zum dortigen Statthalter geführt zu werden. Allein nun zog er sein Messer, verwundete einen der Männer, die ihn fest hielten, wurde endlich aber doch fest gemacht, und, nachdem man den entwichenen Schallenwerkzüchtling in ihm erkannt hatte, nach Bern geführt. Seine 14jährige Strafzeit wurde nun wegen jener an dem Manne zu Leuzigen verübten Verwundung auf 24 Jahre angesetzt, und im Schallenhause wurde er nun mit einer stärkern Kette und dem eisernen Halsring versehen. Ungefähr zwey Jahre mochte er wieder im Schallenhause gewesen seyn, als er aufs neue über Plane zu einer abermaligen Flucht zu brüten anfieng. Der Zufall schien sein Vorhaben begünstigen zu wollen, denn er fand auf der Gasse eine kleine Feile, die er mit der größten Sorgfalt verbarg. Nun boten sich ihm bald Gelegenheiten dar, wo er, ohne bemerkt zu werden, im Stillen seine Ketten durchfeilen, und Anstalten zu seiner Flucht treffen konnte. Und wirklich führte er sein Vorhaben aus, entwischte zum zweytenmal vom Wagen, an welchem er angefesselt war; sprang über eine ziemlich hohe Mauer hergb, wodurch er sogleich ausser den Thoren der

Stadt

Stadt sich befand, und war in wenig Augenblicken den erstaunten Zuschauern aus den Augen. Er hielt sich die kommende Nacht und den ganzen folgenden Tag im Dickicht eines Waldes verborgen, und wagte sich erst am Abend des 2ten Tages bey anbrechender Nacht aus seinem Schlupfwinkel hervor, und gelangte, ohne erkannt zu werden, mitten durch die Stadt auf die Strasse, die ins Aargau führte. Eine Weibsperson, die er am folgenden Morgen unterwegs antraf, nöthigte er, mit ihrem Taschenmesser ihm seinen Halsring weg zu feilen, welches auch geschah. Er eilte nun dem Solothurnerbiete zu, wo er seine Familie wieder fand, und ernährte sich eine Zeit lang durch Verfertigung von Bürsten, die sein Weib an die benachbarten Landleute verkaufte. Weil man ihm aber bald auf die Spur kam, so sah er sich genöthigt, Weib und Kind zu verlassen, und begab sich daher in die kleinen Cantone. Dort wollte er sich unter die Soldaten anwerben lassen; allein er wurde durch sein Brandmal am Rücken daran verhindert. Er kehrte daher nach einiger Zeit wieder ins Bisthum zurück, und lebte wieder bey seiner Familie. Sein Trachten gieng schon lange dahin, sich wo möglich einen Heimathschein, oder einen Reisepaß zu verschaffen, und sollte es auch unter einem fremden Namen seyn. Nun versprach ihm Jemand, der seinen Wunsch kannte, ihm dazu verhelfen zu wollen, wenn er ihm zur Ausplünderung eines Waarenmagazins behülflich seyn würde. Kaspar besann sich nicht lange, das Magazin ward erbrochen, und für mehr als 1500 Franken Waaren daraus gestohlen. Kaspar erhielt auch einen Antheil von den gestohlenen Waaren, aber die verlangten Papiere erhielt er nicht. Weil er sich in dieser Gegend nicht mehr sicher glaubte, so begab er sich unter dem Namen eines vorgeblichen Kaufmanns, der bannisiert sey, ins Luzernergebiet, wo er einen Aufenthalt in einem von der Landstrasse entlegenen Hause fand. Er theilte bald seinen Hausbewohnern den Wunsch nach einem Reisepaß mit, und sie schienen nicht abgeneigt zu seyn, ihm dazu verhelfen zu wollen, und weil eben zu dieser Zeit sein Hausmeister eine Kuh zu kaufen Willens war, so bot ihm Kaspar gegen einen solchen Reisepaß eine schöne Kuh an, und dieser ließ sich den Vorschlag gefallen. Jener wußte nemlich im Stall eines Landmanns, dessen Wohnung mehrere Stunden weit entfernt war, eine sehr schöne Kuh. Dorthin begab er sich, öffnete zur Nachtzeit leise den Stall, führte die Kuh weg, und erhielt nun nebst dem verlangten Paß annoch drey Duplonen in Geld.

Jetzt hatte er nun, was er wünschte, und glaubte nun Wunder, wie sicher und froh er jetzt leben können. Sein erstes Geschäft war nun, seine Familie aufzusuchen, und nachdem er sich wirklich mit derselben vereiniget hatte, begab er sich nun mit Hülfe seines Reisepasses ins Elsaß, allwo er sich in einem dort gelegenen Dorfe häuslich niederließ, und sein Brod mit Bürstenmachen verdiente. Allein seine Ruhe war von kurzer Dauer, sein Aufenthalt wurde verrathen; und er wurde gefänglich nach Solothurn, und nachher nach Zofingen abgeführt. Hier wurde ihm nun alle Möglichkeit zur Flucht benommen, indem er gefesselt, und seine Füsse in einen Fußblock eingeschraubt wurden. Von hier aus schrieb er an seine Eltern, und bat sie um Verzeihung für all das ihnen zugefügte Herzenleid; empfahl auch seinem Vater ganz besonders seinen ältesten Knaben, daß er veranstalten möchte, daß derselbe zur Schule gehalten und christlich auferzogen werde. Nach einiger Zeit wurde er nach Bern abgeführt, um daselbst sein wahrscheinliches Todesurtheil zu erwarten. Dort wurde er vom betreffenden Gefangenschaftspfarrer besucht, und auf sein nahes trauriges Schicksal vorbereitet. Er nahm seine Ermahnungen bereitwillig auf, schien seine Strafbarkeit einzusehen, und bereitete sich auch zu seinem Ende. Allein der Gedanke an die lieben Seinigen, und die bisweilen stark in ihm sich regende Liebe zum Leben, machte ihm sein Sterben schwer. Allein Gottes unermüdete Langmuth schonte dem Unglücklichen noch dießmal; er wurde mit der Todesstrafe verschont; allein zur Brandmarkung auf der Stirne und zu lebenslänglicher schwerern Kettenstrafe verurtheilt, welches Urtheil auch den 23. Herbstmonat 1817. durch den Scharfrichter öffentlich, in Gegenwart einer ungeheuer großen Menge von Zuschauern an dem Unglücklichen vollzogen wurde.

Der tapfere Mezger.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Ein junger, artiger, rothbäkiger Mezger ritt auf seinem eigenen Pferdchen ins Gäu, um Vieh zu kaufen, wo er derweilen mit seinen Gedanken mag herum gestreift seyn, etwa bey dem artigen blonden lokigen Nettchen oder einem andern Schätzchen können wir nicht wissen. Genug, als er in einer Gasse an ein Berglein kam, ei! wie erschrak unser Held als er nicht weit von ihm ein scheußliches zottiges Thier durch das Korn daher kommen sah! Unser berittene Eisenfresser suchte vor diesem vermeinten Bären sein Heil in der Flucht, er traf ein kleines Scheurlein an, worin er sich mit seinem Pferde verbarg und mit zitterndem Herzen aus allen Leibeskräften zuhielt, in dieser gefährlichen Lage blieb er bey anderhalb Stunde.

Endlich hörte er Leute die einander zuriefen: „G'seestne niene, wo mag er doch dure sy." Ja, dachte der Mezger, meinetwegen wo er will, wenn er nur mich im Frieden läßt. Die Leute kamen näher, unser Held wagte es endlich die Thüre seiner Zuflucht zu öfnen. Die Bauren waren erstaunt mitten im Tag einen ihnen wohlbekannten Mezger in ihrem Scheurli zu finden, noch mehr als sie merken daß er nicht allein sey; ihr erster Gedanke fiel auf ein Mädchen, denn sie kannten den Vogel und lachten herzlich; der Mezger wurde zornig daß diese Leute bey einer so nahen Gefahr noch lachen konnten! sie verstunden nicht was er mit dieser Gefahr meinte. „Eh, helt dir denn dä gros Bär nit g'se wo da durs Korn gange n'ist." Nun fiengen sie erst recht an zu lachen: „das ist wohl öppe üse Urfel gsy!" richtig so wars, ein Schaaf hatte am heltern hellen Tag einen herzhaften Mezger in Angst und Schrecken gejagt.

Noch einige merkwürdige Jahre der Vorzeit.

Ao. 630. Baute sich der heilige Gallus eine Einsiedlerhüte am Steinachfluß, wovon nachher das Kloster und die Stadt St. Gallen entstund.

925. Plünderten die Ungarn das Kloster St. Gallen.

953. Wurde St. Gallen mit einer Mauer und Graben umgeben, da es vorher nur ein Dorf war wegen der öfftern Einfällen der Ungaren.

1019. Wurde Habsburg im Aargau erbauet von Bischoff Wernherr von Straßburg und seinem Bruder Graf Ratbot von Windisch.

1052. Fiel zu Constanz am Bodensee die Domkirche, unserer Frauen Münster, auf den Boden nieder; auch war eine grosse Theurung und Mangel an Früchten.

1074. Verbot Pabst Gregor der 7te den katholischen Priestern das Heyrathen.

1093. Den 23. Herbstmonat um die 3te Stunde erlosch die Sonne, und folgte ein grosser Sterbend.

1096. War der erste Kreuzzug der Christen ins gelobte Land, unter Anführung Graf Gotfrieds von Bouillon, Herzog von Lothringen, der der erste König von Jerusalem war.

1102. Kam ein grosser Zug Vyfoltern (Schmetterlinge) von Sachsenland her nach Bayerland, flogen in grosser Anzahl und in grossen Haufen drey Tage lang.

1104. Sah man im Bisthum Speyer

Der tapfere Weiger.

Blut aus dem Brod fliessen, auch aus den Linsen, wenn man sie essen wollte; man sah dieß als ein Vorzeichen eines Landskriegs und viel Blutvergiessens an.

1105. Den 23. Christmonat sah man 3 Sonnen am Himmel auch viele Feuerflammen und andere Wunderzeichen.

1106. Im Hornung und in der ganzen Charwoche erschienen am Himmel viele wunderbare Sternen und ein grosser Comet, mit einem merklichen glänzenden Schein.

1125. War eine grosse Pestilenz im deutschen Lande, so daß mehr als der 3te Theil der Menschen starb.

1179. Baute Herzog Berchtold von Zäringen Freyburg im Uechtland.

1191. Baute der Nemliche die Stadt Bern.

1217. Wurden dem Herzog Berchtold von Zäringen seine 2 Söhne von ihrer Stiefmutter, einer Gräfinn von Kyburg, auf Anstiften des Adels vergiftet, daß sie starben. Wie der Arzt diesen Mord entdeckte, ließ der Herzog seiner Gemahlinn den Kopf abschlagen, denselben in den Sarg seiner Söhne legen, und im Chor der St. Ursen Kirche zu Solothurn begraben, wo man die Gebeine Ao. 1544 beysammen im Sarg fand, als man das Chor neu erbaute, den Körper seiner Frau ließ er aber unter dem Galgen begraben.

1236. Haben sich Bern und Freyburg zum erstenmal mit einander verbündet.

1255. Kamen die Baarfüsser nach Bern, denen man eine Hofstadt gab, wo sie aus dem Allmosen frommer reicher Leute ein Kloster bauten, (wo jetzt die Schule und das Kloster ist.)

1280. Den 5 Brachmonat schlug der Blitz in die Frauenkapelle der Stadt Zug, und erschlug nebst einigen Burgern auch den Abt von Einsiedeln, Peter Frey v. Schwanden aus Glarus.

In eben demselben Jahr zündete zu Zürich ein Brodbek, Namens Wakerbold, aus Rache, seyn ganz mit Holz angefülltes Haus an, so das wegen dem sehr starken Wind die grosse Stadt von Niederdorf bis Usfdorf verbrannte.

1284. Verheyrathete sich zum 3ten Mal der deutsche Kayser Rudolf von Habsburg mit Agnes, eines Herzogs von Burgund Tochter. Sie war erst 14 Jahr alt, und er hingegen 66 Jahr, (was sie zu wenig hatte, hatte er zu viel) die Hochzeit war zu Basel.

1286. War in der Stadt Bern eine Feuersbrunst, wo alle Häuser von der Kreuzgaß bis an die alte Ringmauer verbrannten.

Im nemlichen Jahr haben zu Bern etliche Juden ein Knäblein, Nahmens Rudolf Ruff so lange gemartert, bis es starb, und versteckten ihn dann in das Haus eines Juden, Jöli genannt, an der Marktgaß in einen Keller. Das Kind wurde in der Pfarrkirche hinter dem Altar begraben, der von daher den Namen St. Ruffen-Altar erhielt. Die schuldigen Juden wurden gerädert, und die andern aus der Stadt vertrieben. Sie beklagten sich beym Kayser Rudolf, der von den Bernern begehrte, die Juden wieder in die Stadt zu lassen, und zu entschädigen, wohlwissend, daß die Berner dieses nicht thun würden, und er also eine gute Gelegenheit bekomme, sie zu bekriegen und zu unterjochen. — (So wurden die Berner öfters genekt, bis sie dann des Dings müde, ihren Nekern etwas unsanft auf die Finger klopften, und denselben ein Ende machten.)

1289. Den 27 Aprill war das Treffen in der Schooßhalden gegen Kayser Rudolfs Sohn, Herzog Albrecht, wo die Berner unter Anführung des allzuhizigen Venner Bruggers in einen Hinterhalt fielen, umringt wurden, und nur durch die sehr grosse Tapferkeit des Walo von Greyers, nachher der Biderbe genannt, ihr Panner retten konnten. In diesem Treffen ist mit den 7 Gebrüder Neunhaupt dieses Geschlecht untergegangen.

1291. Den 16 Heumonat starb Kayser Rudolf von Habsburg zu Germersheim, 73 Jahr alt, und regierte bey 18 Jahren. War ein Erzfeind der Berner.

1298. Schlacht bey Donnerbühl, nahe bey Bern, unter Anführung Ulrichs von Erlach, (Vater des Siegers bey Laupen) und vieler Grafen und Edlen, die Feinde verlohren 460 Todte und 300 Gefangene.

1299. Belagerte Kayser Albrecht die Stadt Zürich, wo wegen Mangel an Männern die Zürcher ihren Weibern und Töchtern Harnische anlegten; (sie sollen aber dauerhafter als die heutigen Harnische der Frauen, und nicht blos von Fischbein gewesen seyn.)

1302. Verbrannten zu Bern alle Häuser von der Kreuzgaß bis an den Stalden.

1306. Im Herbst wurde der österreichische Statthalter Wolfenschieß von Conrad von Baumgarten zu Alzellen an der Straß von Engelberg nach Stanz mit einer Helparten erschlagen, weil er dessen Eheweib verführen wollen. (Das war grob! heut zu Tag ist man manierlicher.)

1307. Ließ der österreichische Vogt Beringer von Landenberg dem Heinrich ab der Halden im Melchthal die Ochsen wegnehmen, und weil sein Sohn sich wiedersetzte, so ließ er dem Vater die Augen ausstechen.

1308. Am Neujahrstag allgemeine Verjagung der Tyrannen aus Uri, Schwyz und Unterwalden.

Im nemlichen Jahr, Sonntags den 28. Aprill, wollte ein Ritter zum Kayser Albrecht nach Baden im Aargau reiten, da kam ein Schwarm Hornissen, griffen den Ritter an, daß er vom Pferd steigen, den Sattel zur Beschirmung auf den Kopf nehmen, und davonlaufen mußte. Das Pferd aber wurde zu todt gestochen.

Im gleichen Jahr wurde Kayser Albrecht von seines Bruders Sohn, Johann, und noch andern Edelleuten auf dem Platz, wo jetzt das Kloster Königsfelden steht, ermordet.

1310. Den 25 Heumonat kam der deutsche Kayser Heinrich von Lüzelburg mit seiner Gemahlinn, vielen Fürsten und Edeln, und über 1000 Pferd in die Stadt Bern, wo er 10 Tag blieb. (Der hinkende Bott besinnt sich aber nicht mehr, wo er logiert hat, denk beym Wildenmann.)

1311. Dienstag den 29 Brachmonat wollten viele Leute ab dem Frienisberg, bey Bern gelegen, in diese Stadt zu Markt kommen, und als sie zu Dettingen in das Schiff sassen, brach dasselbe, und ertranken 72 Personen.

1314. Wurden drey Monde auf einmal am Himmel gesehen; auch erschien ein Comet.

Im nemlichen Jahr den 15 Weinmonat verbrante die Stadt und das Kloster St. Gallen, sammt allen Kirchen bis an 6 Häuser; es verbranten mehr als 30 Gloken.

Preiß der Lebensmittel und Liegenschaften in der Landschaft Bern, hauptsächlich auf dem Land und in den Landstädten, zwischen den Jahren von 1430 bis 1450.

Ein gute Juchart Mattland galt 15 Gulden, ein Juchart Ackerland 6 bis 7 fl., eines der besten Häuser 50 bis 60 fl., die geringsten Häuser 10 bis 15 fl., ein fettes Rind 8 fl., ein gutes Pferd 6 fl., ein Malter Korn 1 fl., 6 ß., ein Saum des besten Elsasserweins 2 fl., 10 ß., ein Saum des besten Lacoteweins 2 fl., eine Maaß geringen Landwein 4 Deniers, ein ℔. Rindfleisch, vom besten 7 Deniers, ein ℔. Kalbfleisch 4 Deniers, ein ℔. Schaafsfleisch 6 Deniers, ein ℔. gedörrten Spek 11 Deniers, eine Maaß Anken 6 Schilling, eine Maaß Honig 8 ß., ein Viertel Salz 8 ß., eine Elle wollenes Tuch 8 ß., ein Klafter 3 Schuh dicke Mauer zu machen 14 ß., einem Taglöhner für Speis und Lohn per Tag 8 bis 10 Deniers, samt Speis aber nur 6 Deniers.

Die Zeiten Brüder sind nicht mehr.

Eine Militär-Fresserey.

Das sogenannte grosse Campement bey Zeithain, in der Mühlberger Gegend, welches daselbst in dem Jahr 1730, von dem prachtliebenden Großhans August, König von Polen, gegeben wurde, kostete diesen Fürsten binnen vier Wochen über eine Million Thaler. Zu den kollossalen Festen, oder Fresserey en, welche damals einander gleichsam drängten und während dreyßig Tagen und Nächten ununterbrochen folgten, gehörte vorzüglich die offene Tafel-Mahlzeit von dreyßigtausend Gästen, die den 26ten Juny gehalten wurde. Für die ganze Armee war in zwey ungeheuern Linien vor der Lagerfronte auf tausend lauter neuen Tischblättern gedeckt. Vor jedem Regiment hiengen an Pfählen, gebratene ganze Ochsen. Ein vierzehn Ellen langer Kuchen, der, unter der Direktion des königlichen Baumeisters, von einem Zimmermann mit einem drey Ellen langen Transchiermesser zerschnitten wurde, war die Haupt-Piece des Nachtisches. Bier und Wein floß, so zu sagen, in Strömen, und alle Bäcken des Königreichs waren in Requisition gesetzt worden, während acht Tagen für diese Mahlzeit Brodt und Kuchen zu backen. — Jeder Soldat hatte einen hölzernen Teller, mit eingebrandter Inschrift, das Datum und die Zahl der Gäste dieser Mahlzeit enthaltend, bekommen. Alle diese 30,000 Teller mußten sie nach aufgehobener Tafel, in einer ungeheuer langen Linie längs der Elbe stehend, im gleichen Augenblick, auf ein Commando-Wort, in den Strom werfen. Der Zweck davon war, in allen Elbestädten, ja wohl gar in den fernsten Gegenden der Erde, wenn die Teller aus der Elbe ins Meer und so an alle Ufer der vier oder fünf Welttheile schwimmen würden, allen Nationen Kunde von der grossen Fresserey bey Zaithain zu geben. Ein wahrhaft fürstlicher Gedanke aus den damaligen Zeiten!! Hie und da findet man dergleichen Teller in Raritäten-Sammlungen aufgehoben. — Heut zu Tage trachten die Fürsten und Regierungen lieber darnach, daß alle Einwohner ihrer Staaten 365 Mal des Jahres genug zu essen haben, als daß 30,000 meistens überflüßige Militär-Söldner die Früchte des Schweisses des arbeitsamen Bauern und Handwerkers von ein paar Monaten in einem einzigen verprassen.